P. o. germ. 1208-165

Sch. Weiß. deutsche. p. 7.

Sammlung

<36610509170017

<36610509170017

Bayer. Staatsbibliothek

0

Carl von Carlsberg
oder über das
menschliche Elend,

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Zweyter Theil.

Mit allerhöchst. gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1784.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Der Herausgeber an die Leser.

Was ich aber eigentlich bey Herausgabe dieser Briefe zur Absicht hätte? wird man von mir wissen wollen.

Ich weis, daß die Beantwortung dieser Frage für einen grossen Theil meiner Leser überflüßig ist. Da aber andere meine Absichten verkennen werden und ich doch nicht gerne möchte verkannt seyn, und wenn ich es gut meyne, nicht dafür angesehn seyn will, als wenn ichs böse meynte; so muß ich doch mich über meine Absichten etwas deutlicher erklären.

Ich will gar nicht auf die Seite derer treten, die alles, was Gott und Menschen gemacht haben, tadeln, und damit unzufrieden sind. Denn ich weis, daß die Unzufriedenheit,

mit allem was da ist, auch ein Elend sey, das seinen Sitz mehrentheils im Magen und Blute hat. Auch kenne ich des Lebens Freuden, habe sie genossen, und geniesse sie noch, und habe in andern Schriften gar vieles davon geredet, und die Leser ermuntert, darauf zu merken, sie zu suchen und zu geniessen.

Ich will nur meine Leser zu überzeugen suchen, daß es, bey aller Aufklärung unsers Jahrhunderts, noch unbeschreiblich viel Jammer und Elend auf unserm Planeten gebe. Denn so ein grosses Elend die Unzufriedenheit mit allem ist, ein eben so grosses, und vielleicht noch ein grösseres, ist die Zufriedenheit mit der ganzen Welt, und ihren Thorheiten. Und wenn ich zwey Menschen sehen sollte, davon der eine an der Seele oder am Leibe litte, und deswegen glaubte, als wenn nichts als Leiden in der Welt wäre, und immer über Bosheit und Thorheit und Härte des Schicksals seufzte, und der andere säße auf seinem Sopha, tunkte seine Torte in Burgunder, und glaubte, daß, weil er sich wohl befände, sich nun auch alles wohl

befände, was Leben hat, und aus allen menschlichen Einrichtungen Weisheit hervorstrahlen sähe, alle Thorheiten für unschuldig und nothwendige Folgen der Cultur erklärte, und die, die vom Elende der Menschen sprächen, mitleidig als Thoren oder Menschenfeinde ansähe, so würde es mir in der That schwer fallen, zu bestimmen, welcher von beyden sich am meisten verirrt habe. Denn wenn man nun in der Minute, da der Burgunder die Speiseröhre hinabfließt, kein Elend fühlt, folgt denn daraus, daß kein Elend da sey? Auch möchte ich nicht bestimmen, welcher von beyden der Welt am mehresten schade. Der erstere verbittert den Frölichen ihre Freude, und der andere beraubt die Leidenden ihres Trostes und ihrer Rettung, die sie würden gefunden haben, wenn man auf ihr Winseln und ihre, nach Hülfe schmachtenden, Blicke gemerkt hätte.

Meine Absicht ist ferner gar nicht, irgend einen Frölichen unzufrieden zu machen. Ich will nur ermuntern, daß jeder die Summe des menschlichen Elends vermindern helfe, damit

wir desto ungestörter unsre Freuden geniessen können. Wenn ich in einer vergnügten Gesellschaft eine Abendmahlzeit hielte, die, wegen schlechter Verwahruug der Fenster, durch einen kalten Wind incommodirt würde, und ich sagte: die Fenster sind schlecht verwahrt, laßt uns die Fensterladen vorsetzen, damit wir desto ruhiger zusammen sitzen können; wäre ich da ein Freudenstörer?

Noch weniger wird man mir zutrauen, daß ich dieß Gemälde des Elends in der Absicht aufstellete, um dadurch die Vorsehung Gottes verdächtig zu machen. Ich bin davon so weit entfernt, daß ich vielmehr alles Elend, ohne Ausnahme, als Verhängniß und Wohlthat des guten Gottes ansehe, so wie jede Feuersbrunst und Ueberschwemmung, Verhängniß und Wohlthat des guten Gottes ist. Gleich wie man aber den lobt, der die Bürgerschaft ermuntert, ihre Feuerspritzen in Bereitschaft zu halten, und ihre Dämme auszubessern, um sich gegen Feuersbrünste und Ueberschwemmungen zu schützen: so bin ich auch wohl nicht zu tadeln, wenn ich

meine

meine Mitmenschen auf andere Arten des Elends aufmerksam mache, und sie ermuntere, dagegen auf ihrer Hut zu seyn.

Aber, wird man einwenden, die Vorstellungen vom menschlichen Elende wären doch übertrieben. Diese Einwendung verzeihe ich gerne denen, die lebenslang so stark an ein gewisses Geschäfte gebunden waren, daß dieses ihre ganze Aufmerksamkeit erfordert, oder die nur Gesellschaften besuchten, wo Zwang, Verstellung und erkünstelte Frölichkeit herrschten. Diejenigen hingegen, die Gelegenheit hatten in das Innerste der menschlichen Haushaltungen zu sehen, denen sich in Stunden der Vertraulichkeit die Herzen der Leidenden öfneten, die bisweilen Wohnungen des Elends besuchten, die manchem ihr lebelang verborgen bleiben, die werden wohl einsehen, daß nicht nur nichts übertrieben sey, sondern daß auch gar viele Greuel, die im Finstern geschehen, und viele tausend Menschen um ihre Lebensfreuden bringen, in diesem Buche sind übergangen worden. So habe ich, z. E. einen Brief nicht mit ein-

gerückt, der ein sehr wichtiges Document für die Geschichte des menschlichen Elendes ist, den mir ein Jüngling am Rande des Grabes schrieb, wohin ihn heimliche Sünden geleitet hatten. Doch dringt mich mein Gewissen, ihn in das Buch über die Selbstbefleckung mit zu bringen, das ich vor einiger Zeit dem Publikum angekündigt habe.

Es kämen doch aber in diesen Briefen viele harte und unedle Ausdrücke vor. Dafür kann ich aber nicht, daß die Leute, die diese Briefe geschrieben haben, oder in denselben redend eingeführt worden sind, so sprechen. Wenn man einem Bauer die polirten Reden eines Hofmanns in den Mund legen wollte, wäre das nicht eben so widersprechend, als wenn man ihn mit einem Haarbeutel mahlte?

Manche Leser sollen über das Buch gar böse geworden seyn. Das habe ich wohl vorher gesehen, habe es aber nicht ändern können. Wenn ich eine Correspondenz zwischen einem Neger und einer Negerin, die in den Peruanischen

nischen Bergwerken arbeiteten, und einander ihres Herzens Jammer klagten, geliefert hätte, da würde manche Thräne des Mitleids geflossen seyn, und ihr hartes Schicksal würde allgemeiner seyn beklagt worden. Warum wird man denn nun böse, wenn ich unsere leidenden Landsleute ihr Elend erzählen lasse! Ist nicht das Schicksal von wenigstens ein Paar Millionen unserer Landsleute eben so traurig, als das Schicksal der Negersclaven? Ich glaube es allerdings. Denn der Negersclave, der beynahe auf der untersten Stufe der Menschheit steht, kennt fast kein Elend als Hunger und körperlichen Schmerz. Aber wir, die wir alle, vom Adelichen, bis zum geringsten Landmanne, ein weit verfeinertes Gefühl, mehrere Bedürfnisse, und mehrere Ansprüche haben, wir sind ungleich mehrern und schmerzhaftern Leiden ausgesetzt. Ein Angrif auf die Ehre schmerzt einen Ehrliebenden gewiß mehr und länger, als einen Negersclaven ein paar Dutzend Peitschenhiebe. Sollten wir denn nun nicht theilnehmender seyn, gegen die Leiden unserer Mitbürger und Mit-

bürgerinnen, als gegen das harte Schicksal der Afrikaner?

Manche Leser möchten aber wohl sagen, wie (wenn ich nicht irre) Rousseau spricht: wir lieben die Tartaren, damit wir unsere Nachbarn nicht lieben dürfen.

Es wäre aber doch unbescheiden, daß in diesem Buche gegen viele Gewohnheiten geredet würde, die nun einmal nationalisirt wären, und die selbst von den aufgeklärtesten und rechtschaffensten Leuten angenommen wären.

Aber diese aufgeklärten und rechtschafnen Leute unterwerfen sich diesen Gewohnheiten gewiß mit Widerwillen, und freuen sich, wenn einmal ein paar Worte darüber gesprochen werden. Wenn man gewisse Personen herausnehmen, und die von ihnen angenommenen Gewohnheiten tadeln wollte, so wäre dieß freylich Unbescheidenheit; wie kann man aber das unbescheiden nennen, wenn man in einem Buche blos die Gewohnheiten, ohne Rücksicht auf irgend eine Person, angreift?

Wozu denn aber nun alle das Reden und Schreiben nütze? die Welt habe nun so lange gestanden, und das Elend sey immer gewesen, folglich werde es auch wohl bleiben, so lange die Welt stehe.

Traurig wäre es, wenn dieß die einstimmige Meynung unserer Zeitgenossen wäre. Denn sobald man glaubt, daß ein gewisses Elend unabänderlich sey, so ist es auch, eben deswegen, weil man es glaubt, unabänderlich, indem niemand da ist, der zur Abänderung Anstalt macht. So lange die Bewohner einer Provinz glauben, daß die Moräste, die ihre Luft vergiften, nicht weggeschaft werden könnten, so werden sie auch nicht weggeschaft. Es bleibt immer bey dem Alten, die Provinz bleibt immer ein Lazareth und Pesthaus.

Sobald aber der menschliche Verstand den Glauben, die feste Ueberzeugung, bekommt, daß gewisse Uebel weggeschaft werden können, so ist die Möglichkeit der Wegschaffung schon da. Und wenn er seine Kräfte anspannt, so muß ihm das Uebel weichen.

Denn die Kräfte, die der Allmächtige, dessen Bild wir sind, in uns gelegt hat, sind unermeßlich groß. Gränzen mögen sie wohl haben, aber wer mag sie bestimmen? Wer mag sagen, das ist dem Menschen möglich, das ist ihm unmöglich?

Was in gewissen Weltaltern dem menschlichen Verstande Zauberey schien, das ist ihm in einem andern Spielwerk. Wenn jemand dem Vater Noah gesagt hätte, ob es wohl möglich sey, daß ein Mensch, von seinem Zimmer aus, in tausend Oertern zugleich wirken; das er dem Donner seine Kraft benehmen; daß er selbst donnern und blitzen, mit seinem Donner die Mauern niederstürzen, die Erde bebend machen, und in einem Hui Tausende seiner Mitmenschen in Stücken schlagen könne? Er würde die Achseln gezuckt und gesagt haben, ohne Hülfe des Satans ist dieß unmöglich. Und gleichwohl, ohne den Satan zu Hülfe zu nehmen, wirkt der Kaufmann, von seinem Comtoir aus, in allen vier Erdtheilen, und mancher Gelehrte wirkt durch halb Europa, ohne sich weit von seiner Studierstube zu entfernen. Ohne den Satan zu Hülfe zu

neh-

nehmen, weißt der Naturkündiger dem Blitze seine Laufbahn, und Elliot donnert von seinem Felsen herab und zerschmettert, und sprengt in die Luft, alles was ihm nahe kommt.

Und gleichwohl sind wir mit Untersuchung der Natur noch nicht weiter als bis an die Küsten gekommen. Wie viel Kräfte wohl in dem Innersten noch seyn mögen, und was wohl aus unsern Nachkommen werden mag, wenn sie dieselben entdecken und brauchen lernen! *)

Fast alles Elend, wenigstens alles, das in diesem Buche beschrieben wird, ist eine Wirkung des Unverstandes, entweder dessen, der es duldet, oder deren, mit welchen er in Verbindung steht, das Gott zuläßt, um uns verständiger zu machen. Solte es denn unmöglich seyn, daß die Menschen einmal klug würden, und einsehen lernten, was gut und nicht gut sey? und wenn sie

*) Diese Paradox scheinenden Sätze kann der, dem sie einiges Vergnügen machen, in meinen Gottesverehrungen, vorzüglich in der 31sten und 32sten, ausgeführt lesen.

sie klug würden, müßten nicht dann die Wirkungen des menschlichen Unverstandes wegfallen?

Dem allem wird nun aber freylich von allen Seiten mächtiglich entgegen gearbeitet. Die Erziehung, die die mehresten von uns genossen, war eine beständige Bemühung, unsern Verstand und alle unsere Kräfte zu lähmen. Wenn wir erst kriechen, dann gehen lernen wollten, so hängte man uns an ein Gängelband; wann wir laufen wollten, so befahl man uns langsam zu gehen; wann wir sprangen und kletterten, bekamen wir die Ruthe; wann wir mit neugierigem Blicke uns in der Natur umsehen wollten, so zwang man uns in einem engen Zimmer halbe Tage zu sitzen, unsere Muskeln zusammenschrumpfen zu lassen, und aufzufassen, was andere uns vorsagten. Man nöthigte uns, für wahr zu halten, was uns falsch schien, und schön zu finden, was uns häßlich deuchtete, und für geschmackvoll zu halten, was uns albern vorkam. Durch eine Menge Künsteleyen lenkte man unsere Aufmerksamkeit von uns, und von dem was um uns war, ab, und zwang

sie,

ſie, in den Trümmern von Troja, Rom und Jeruſalem zu wühlen, und bald den Sinai, bald den Olymp zu beſteigen. Wir plapperten ſchon von den Geheimniſſen der Gottheit, in die die Engel zu ſchauen gelüſtet, ehe wir noch wußten, wo unſer Magen liegt, und, da wir ſchon den Zahn in drey oder vier Sprachen nennen konnten, hatte uns noch niemand ein bewährtes Mittel geſagt, die Zähne vor Fäulniß zu verwahren, und uns gegen die Höllenqual des Zahnſchmerzens zu ſchützen.

Auf dieſe Art ſind unſere mehreſten Kräfte des Körpers und des Geiſtes ſehr früh gelähmt worden, und der elektriſche Schlag muß ſtark ſeyn, wenn er eine und die andere in Thätigkeit ſetzen ſoll.

Und dem, der ins Verborgne ſieht, iſt es am beſten bekannt, wie groß wohl die Zahl derer Elenden beyderley Geſchlechts ſeyn mag, die aus Unwiſſenheit, durch jugendliche Sünden, ihre aufſtrebende Kraft getödtet, und ihr Gehirn und Nervenſyſtem ſo zerrüttet haben, daß

sie vor allem, was einige Anstrengung kostet, zurückbeben.

Dieß ist die wahre Ursache, warum das menschliche Elend, das so leicht weggeschaft werden könnte, wenn die Menschen ihre Kräfte fühlten und brauchen wollten, den mehresten unabänderlich scheint, und warum die mehresten lieber ihre wenigen Lebenssäfte durch Sorge und Gram verzehren lassen, als daß sie sich entschlössen, den Quellen ihres Grams nachzuspühren, und sie zu verstopfen.

Hast du mich verstanden, lieber Leser? Leuchtet dir die Möglichkeit einer weit größern Erdenglückseligkeit in die Augen? Regt sich etwas in dir, das dich glaubend macht, du könntest auch etwas dazu beytragen? Nun so gehe denn umher unter deinen leidenden Brüdern, suche dir ihr Zutrauen zu erwerben, und mache dich mit dem Grame bekannt, der an eines jeden Herze nagt! Ersticke die unangenehmen Empfindungen nicht, die du alsdenn bekommen wirst. Gieb ihnen Raum! laß sie dich begeistern! Wende dein Ohr weg von den Schwätzern,

die ihre Weisheit darinne setzen, daß sie von allem Jammer, und von allen, die Menschheit entehrenden, Bürden eine gute Seite zeigen, und sagen: der Staupenschlag habe doch auch seinen guten Nutzen, indem er dem Gestäupten statt des Schröpfens diene, und das dicke Blut zwischen Fell und Fleisch wegschaffe! Nimm lieber ein Elend, das dich am mehresten erschüttert, heraus, mache es zum Gegenstande deiner Aufmerksamkeit, suche die Quelle desselben auf, und, wenn du sie gefunden hast, so denke auf Mittel, sie zu verstopfen. Hast du sie entdeckt, und dein Verstand hat die gehörige Reife, so fange, im Vertrauen auf Gott, mit der nöthigen Weisheit, an zu handeln, und — Gott wird dich segnen, deine Bemühung wird nicht umsonst seyn.

Hast du mich aber nicht verstanden, glaubst wohl gar, ich sey voll süßes Weins: nun wohlan! so kehre zu deinem Ambose zurück, und — schmiede dein Hufeisen!

Zweyter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an Carln.

Karmin, den 20sten August.

Mein Bester!

Mein Verlangen ist unaussprechlich, Sie einmal wieder zu sehen, und zu erfahren, wie Sie sich bey meinen Grundsätzen befinden. Vermuthlich werden Sie manches deswegen leiden müssen. Denn, wenn der gesunde Menschenverstand sich in den gewöhnlichen Gesellschaften zeigt, so entsteht ein Gekreisch, wie unter den Vögeln, wenn sie eine Nachteule erblicken. Vermuthlich geselleten deswegen die Alten der Pallas eine Nachteule bey.

Ihr Freund von Mauerbrecher befindet sich in einem traurigen Zustande. Er liebte ein Mädchen, und die Pocken entrissen es ihm. Das hat ihn nun so angegriffen, daß er alle Empfänglichkeit für die Freude verlohren

hat,

hat, und sein größtes Vergnügen darinne sucht, wenn er sich ärgern und von allen Dingen die schwärzeste Seite hervorsuchen kann.

Vorige Woche hätte ich Sie bald in seiner Begleitung besucht, aber hören Sie nur, wie es uns gieng. Wir bestellten Pferde, um zu Ihnen zu reuten, und wollten, nach meiner Rechnung, den ersten Tag sieben Meilen machen. Wir waren aber kaum eine Meile weit geritten, so klagte er, daß sein Pferd nichts tauge; es wäre eine Schindmähre, die man gar keinem ehrlichen Manne geben sollte.

Dann censirte er das Reutzeug, vom Zaume an, bis zum Schwanzriemen, und fand alles dumm und abgeschmackt. Da er meine Geduld lange genug geübt hatte, bot ich ihm an, daß wir mit den Pferden tauschen wollten. Er nahm den Tausch an, lenkte aber das Gespräch nun gleich auf den Ackerbau, der hier zu Lande getrieben wird, und deklamirte gegen die Trägheit und Unwissenheit der hiesigen Landesregierung, die sich um gar nichts bekümmere, und nicht einmal die Wege mit Maulbeerbäu-

men besetzte. Der Seidenbau! der Seidenbau! der mache ein Land blühend. Ich zeigte ihm die Menge Garben, mit denen die Aecker bedeckt waren, und suchte ihn zu überzeugen, daß der Getraidebau für unsere Gegend weit vortheilhafter als der Seidenbau sey, zumal, da unsere Kinder alle an das Flachsspinnen gewöhnt wären, welches unterbleiben würde, wenn sie sich mit Wartung der Seidenwürmer abgeben wollten. Das half aber alles nichts.

Da wir an das nächste Dorf kamen, sagte er gar, er könne nicht weiter reuten, er müsse hier einkehren, und da er es gesagt hatte, stieg er auch schon ab, und ich mußte ihm folgen.

Das erste, was er bey dem Eintritte in das Wirthshaus forderte, war Thee. Die Wirthin entschuldigte sich sehr höflich, daß sie keinen Thee habe. Wenn er Kaffee verlange, so solle er gleich fertig seyn. Den trinke ich nicht, sagte er; kann sie nicht Chocolade machen? sie sagte, nein, oder Orschade? Limonade? Bischof? Punsch? Die Wirthin wurde roth,

und versicherte, daß sie dieß alles in ihrem Leben nicht habe nennen hören!

Da wurde er wild, ging mit drohenden Blicken in der Stube auf und ab; lamentirte über die elende Wirthschaft, die in den hiesigen Gasthöfen wäre, es wäre da alles mal propre, keine Aufwartung, nichts für baares Geld zu haben.

Und ich — ich verzehrte unterdessen ein Stück Wurst und Brod, und trank einen Krug Bier dazu.

Sobald er es sahe, beroch er erst die Wurst, dann das Bier, und sagte: Fi! wie können Sie solch Zeug genießen? Hier ist ja eine säuische Wirthschaft.

Ich versicherte ihn, daß es mir sehr wohl schmecke, und bat, daß er mir meinen Appetit nicht verderben solle. Er tadelte aber immer fort, und da er ein klein Holzspänchen in meiner Wurst sahe, zog er es heraus, trug es in der Stube herum, und schlug ein lautes Hohngelächter auf.

Darauf forderte er eine Biersuppe, die aber den Augenblick da seyn müsse. Die Wirthin that ihr mögliches, um sie sogleich zu verfertigen, und er trat zu ihr, besahe den Topf, in dem sie die Suppe kochen wollte, Butter, Ey, Bier, und tadelte an allen etwas. Die Wirthin mußte ihm alle ihre Töpfe, Butter, Eyer und Bierflaschen beybringen, und — nachdem er alles berochen, und auserlesen, und die Regeln vorgeschrieben hatte, nach denen die Suppe müsse präparirt werden, kam denn endlich die Suppe zu Stande, die die Wirthin zitternd in einem irrdenen Napfe auftrug.

Statt des Danks, den diese gute Frau verdient hatte, gab er ihr die bittersten Reden, und nannte sie eine Frau ohne alle Lebensart, die sich nicht schäme, einem Manne, wie er sey, einen solchen Sautrog vorzusetzen.

Ich bat, ich that Vorstellungen, aber alles ohne Nutzen. Die gute Wirthin mußte noch zwey Suppen machen, aus dem Pfarrhause eine zinnerne Schüssel und einen silbernen Löffel borgen, und doch aß er von der letzten Suppe

nur ein paar Löffel voll, dann schob er sie unwillig zurück.

Dem allen ohnerachtet mußte ich alle meine Beredsamkeit anwenden, ihn aus diesem Gasthofe, den er gar vielmal einen Saustall nannte, wegzubringen. Erst gegen sechs Uhr des Abends entschloß er sich, das Pferd zu besteigen.

Sie können also leicht denken, wie weit wir gekommen sind. Kaum waren wir zwey Stunden geritten, so fiel die Nacht ein, und wir waren genöthigt, in dem nächsten Wirthshause Quartier zu nehmen.

Dieß war nun weit schlechter, als das vorige. Und doch fragte er sogleich, ob der Wirth für uns ein besondres Zimmer, und zwey gut gemachte Betten habe?

Betten habe ich nicht, gab dieser trozig zur Antwort, aber eine Streue will ich machen.

Die mag er für seine Schweine machen, sagte Mauerbrecher, aber nicht für ehrliche Leute. Wenn er Wirth seyn will, so muß er auch lernen, wie er einen Gast behandeln muß.

Zum

Zum Teufel! und zur Schwerenoth! sagte der Wirth, ich glaube, der Herr will mich reprimandiren? Wem es bey mir nicht ansteht, der kann sich ja hinausscheren, zum Teufel! raisonnire mir der Herr nicht, oder ich schmeisse ihn, meiner Seele! so wie er da ist, naus auf die Gasse —

Diese nachdrückliche Rede that mehr Wirkung, als alle meine Vorstellungen würden gethan haben.

Mauerbrecher antwortete kein Wort, sezte sich an den Tisch, legte den Kopf in die Hand und seufzte.

Fortsetzung.

Mir war schon bange, wie ich den Abend hinbringen würde. Aber die Ankunft eines langen ansehnlichen Mannes, der, bald nach diesem Auftritte, in die Stube trat, schafte mir überflüßige Unterhaltung. Es war unser Fürst, Evilmerodach, den ich sogleich an der Narbe kannte, die er noch von einem Säbelhiebe quer über die linke Backe hat.

Sind

Sind meine Bediente nicht hier? fragte er sogleich den Wirth. Dieser versicherte, er habe keinen gesehen.

So weis ich nicht, sagte er, wo die Schurken bleiben. Ich bin da ein Fleck bey Seite geritten, um den Platz noch einmal zu besehen, wo ich vor zwey Jahren die grosse Bataille hielt, unter der Zeit mußten sie durch den Wald reuten, da sind sie von mir abgekommen. Ich muß doch warten, bis sie mich hier suchen. Hat er nichts zu essen?

Der Wirth sagte sehr demüthig, daß er nichts vorräthig habe, als Butter und Käse —

So bringe er mir, war des Fürsten Antwort, ein Stück schwarz Brod und einen Krug Bier. Auf der Reise muß alles schmecken.

Der Wirth brachte es, und der Fürst verzehrte es mit solchem Appetite, wie kaum ein Taglöhner würde gethan haben.

Nach geendigter Mahlzeit sahe er einigemal durch das Fenster nach seinen Bedienten, und da diese nicht kamen, stopfte er eine Pfeife

Toback, setzte sich zu uns und fragte: Wo geht die Reise hin?

Nach Grünau, Ihro Durchlaucht, war meine Antwort; wir haben einen gemeinschaftlichen Freund, der dort studirt, den wollten wir besuchen.

F. Immer gut! immer gut! Freundschaft macht das Leben süsse. Das habt ihr Leute vor den Fürsten immer voraus, daß ihr Freunde habt. Fürsten haben wenige Freunde. Nichts als Diener sehen sie um sich. Wer ist er? Ist er aus meinem Lande?

J. Ja, Ihro Durchlaucht. Ich bin der Feldprediger Wenzel.

F. Bey welchem Regimente?

J. Bey dem Brasmorowskischen, Ihro Durchlaucht.

F. Laß er die Durchlaucht weg. Ich mache aus solchen Possen nichts. Fürst Evilmerodach heisse ich, und damit ists gut. Und wer ist er? (zu Mauerbrechern)

M. Mein Name ist von Mauerbrecher.

F. Von

F. Von Mauerbrecher? doch nicht ein Sohn von dem Oberstlieutenant?

M. Ja, der bin ich.

F. Nu da sind Sie eines braven Mannes Sohn. Mauerbrecher! Mauerbrecher! an den denke ich, so lange ich lebe. Ich habe viele brave Leute unter meiner Armee, aber einen Mauerbrecher habe ich doch nicht.

In der Schlacht bey Mollau — Hu! da zeigte sich Ihr Vater wie ein ganzer Kerl. Bey Gott! Die Schlacht war verlohren, wenn Mauerbrecher nicht that. (Hier stieg ihm das Blut ins Gesicht, seine Lippen schwollen auf, und seine Blicke wurden so schrecklich, daß ich nicht mehr vermögend war, ihm in die Augen zu sehen.) Ich attaquirte die Hauptbatterie mit zwölf Bataillions. Aber die Feinde machten ein solch unerhörtes Kartetschenfeuer, als wenn der Teufel mit alle seinem Heere da stünde. Ganze Glieder stürzten von meinen Leuten zusammen. Bey Gott! die besten Kerls. Ich kehrte mich nicht dran. Ich ließ immer commandiren: avancirt! avancirt! Aber so wie die Kerls anrückten stürzten sie zusammen. Meinem

Adjutanten wurde der Kopf weggeschossen und mir ins Gesichte geschmissen, daß mir Maul und Nase blutete. Ich avancirte immer darauf los. Die Kerls, die niedergeschossen waren, schrien und lamentirten, aber ich kehrte mich nicht dran, ich lies immer frisch über sie weg marschieren. Ich dachte, ich wollte es erzwingen, aber, bey Gott, ich wars nicht im Stande. Ehe meine Leute unter die Kanonen kamen, so waren sie zusammengeschossen. Mein Corps war bis auf etliche hundert Mann zusammengeschmolzen, und ich war schon auf dem Point, daß ich zum Rückzuge wollte commandiren lassen — Da fiel Ihr Vater dem Feinde in die Flanke, mit einer Bravour, bey Gott! wie ein Löwe. Binnen einer Stunde hatte er die eine Batterie erstiegen, und nun mit aufgepflanztem Bajonette drauf los marschirt, und niedergestoßen, alles, was ihm vorkam — und immer drauf los avancirt, in das Herz des Feindes. Das machte Confusion bey den Feinden, und meinen Leuten wuchs das Herz. Wir setzten noch einmal an — Hu! da saßen wir

dem

dem Feinde auf dem Nacken, die Batterie wurde erstiegen, die Kanonen umgekehrt nach dem Feinde zu; tausend! wie flogen da die Arme und Hirnschädel umher. Itzo konnte nun auch die schwere Cavallerie einhauen — Das war ein Gemezle! Kein Pardon wurde gegeben, alles niedergestossen, niedergehauen, zerschossen, und am Ende die ganze Armee in die Kalbe geprescht. Ha! das war ein warmer Tag.

J. Aber, lieber Fürst, ersoffen denn die armen Leute nicht, da sie in die Kalbe geprescht wurden?

F. Versteht sich. Fast alle ersoffen sie. Ich glaube nicht, daß 3000 Mann durchgeschwommen sind.

J. Die armen Leute! Und was hatten sie Ihnen denn gethan, daß Sie sie so grausam behandelten?

F. Das ist ja eine dumme Frage. Er hat ja gehört, daß die Kerls auf meine Leute schossen. Hatten sie mir denn da nicht genug gethan?

J. Die armen Leute konnten ja nicht anders, sie mußten ja ihre Leute todtschießen, wenn sie nicht selbst todtgeschossen werden wollten.

F. Ey was, dafür war es Krieg.

J. Und sonst ist Ihnen Menschenblut so theuer. Ich höre äusserst selten von einer Execution in Ihrem Lande.

F. Und das von Rechtswegen. Mir schaudert die Haut, wenn ich ein Todesurtheil unterschreiben soll. Lieber laß ich die Canaillen, die den Strang verdient haben, in die Zuchthäuser schmeissen, und arbeiten. Da nützen sie doch dem Staate.

J. Gott segne Sie, gnädigster Fürst! Aber wie ist es möglich, daß sie so mitleidig gegen Diebe und Räuber, und so hart, gegen ehrliche, brave Leute seyn können. Wie mancher rechtschafne, brave, Mann, wie mancher zärtliche Ehemann und Vater, wie mancher hofnungsvolle Sohn, mag wohl, unter den Feinden sowohl, als unter Ihren eignen Leuten, zerhauen und zerschmettert worden seyn!

F.

F. Brave Leute genug. So wahr Gott lebt, wenn ich manchen von meinen Grenadirs mit zehntausend Thalern wieder hätte erkaufen können, ich hätte es gethan. Was hilft aber alles philosophiren? im Kriege geht es nicht anders.

J. Und so viel ich Ihre Policey kenne, so ist sie vortreflich. Sie dulden keine Schlägerey in Ihrem Lande.

F. Keine, durchaus keine. Alle meine Dikasterien haben den gemessenen Befehl, daß sie, ohne Ansehen der Person, den, der Schlägerey anfängt, mit Gefängnißstrafe belegen sollen.

J. Gott vergelte es Ihnen, gnädigster Fürst! Aber wie kann doch ein Fürst, der ein Feind von allen Balgereyen ist, so viele Tausende zusammen hetzen, daß sie sich nicht nur balgen, sondern einander gar ermorden müssen?

F. Ey was da, im Kriege geht es nicht anders.

J. Und unter den Leuten, die einander so ermordeten, waren wohl solche, die einander

 nie

nie gesehen noch beleidigt hatten, waren wohl solche, die untereinander Freunde waren.

F. Versteht sich. Ich weis selber einmal, daß ein Lieutenant von meinen rothen Husaren, in einem Scharmützel, auf seinen leiblichen Vater stieß, und ihm den Schädel mitten von einander spaltete, daß das Gehirn am Säbel herunterfloß. Das geht im Kriege nicht anders.

J. Gott erbarme dich! der Sohn ermordete seinen Vater?

F. Wie gesagt, das geht im Kriege nicht anders.

J. Aber ich bitte Sie um Gottes Willen, lieber Fürst. Doch ich rede zu viel, ich besorge Sie möchten es ungnädig aufnehmen.

F. Nun er scheint mir ein sonderbarer Mann zu seyn. So deutsch hat noch keiner mit mir gesprochen. Rede er aber zu. Ich habe mein Lebelang Schmeicheleyen genug gehört, heute hätte ich einmal Lust die Wahrheit zu hören.

J. Wenn Sie mir also erlauben, so unterstehe ich mich zu fragen, wer denn eigentlich diesen Krieg angefangen habe?

F. Wer denn anders als ich?

J. Sie? und was bewog Sie denn dazu?

F. Die Wohlfahrt meines Landes.

J. Hat denn Ihr Land aber wirklich durch den Krieg gewonnen?

F. Ich weiß nicht, ob er sich um sonst gar nichts, als um seine Postille, bekümmert hat. Weiß er denn nicht, daß ich etliche hundert Quadratmeilen erobert habe?

J. So haben Sie also Ihr Land erweitert. Ich wollte aber wissen, ob das Land dabey gewonnen habe?

F. Da gehe er doch selbst durch, und sehe, wie es itzo aussieht, und erkundige sich, wie es sonst ausgesehen hat! wie viele Dörfer ich habe erbauen, wie viele Colonien ansetzen, wie viele Moräste austrocknen lassen!

J. Im Kriege?

F. Ja, da wird man auf solche Sachen denken. Das ist alles im Frieden geschehen.

J. Wenn Sie nun, bester Fürst! immer Friede gehabt hätten, da müßte Ihr Land erst recht blühen.

F. Nu, was hilft das alles: Krieg muß auch seyn.

J. Freylich wohl, wenn man angegriffen wird. Aber wenn wir Sie unsern lieben Landesvater nennen, verstehen wir denn dadurch das Land, die Erde, die wir umpflügen, oder die Leute, die darauf wohnen?

F. Freylich die Leute, die drauf wohnen! was will er mit der Frage?

J. Gar nichts weiter, als dieß, daß ich nun auch wissen möchte, ob Sie die Wohlfahrt Ihrer Leute, Ihrer lieben Unterthanen, befördert hätten?

F. Feldprediger! Feldprediger! er kommt mir ziemlich naseweise. Aber gut, ich habe es ihm einmal erlaubt zu reden, was er will. Fahre er fort. Ich mag mich nicht loben; das sollte er aber doch selbst wissen, daß itzo in meinem Lande noch einmal so viel Geld cursirt, als vor dem Antritte meiner Regierung.

J. Ich weis es mehr als zu wohl. Und ich bin gewiß einer von denen, die am mehresten Ihre Klugheit und Ihre Fürsorge für Ihre Unterthanen bewunderen. Aber —

F. Nu was will er da wieder mit seinem Aber?

J. Aber wenn nur das Geld den Menschen glücklich machte.

F. Was denn sonst?

J. Bester Fürst! wollen Sie mir gnädigst noch eine Frage beantworten?

F. So frage er doch zu, ich habe es ihm einmal erlaubt. Heute mag es gelten.

J. Auf ihr Gewissen, lieber Fürst! sind Sie glücklich?

F. (stund hastig auf, und gieng in der Stube auf und ab.) Bey Gott! die Frage ist noch keinem von meinen Unterthanen beygefallen. Ob ich glücklich wäre? Denk! denk! wenn ich alleine mit ihm wäre, so wollte ich ihm darauf antworten.

Er sahe Mauerbrechern ernsthaft an, der den Blick verstand, und sich sogleich entfernte. Der Wirth war schon längst entwichen, und ich war also mit ihm ganz alleine. Ich kann nicht

leugnen, daß mir etwas bänglich wurde, wenn ich bedachte, wen ich itzo vor mir hätte.

Fortsetzung.

Stellen Sie sich aber vor, wie ich gerührt wurde, da er, nach einem ziemlich langen Stillschweigen, auf mich loskam, meine Hand drückte, weinte, und sagte: ich bin nicht glücklich, lieber Feldprediger, ich bin nicht glücklich. Ich bin in meinem ganzen Lande vielleicht der Unglücklichste.

J. Der Unglücklichste sind Sie wohl nicht, für glücklich habe ich Sie aber nie gehalten. Lieber Fürst, verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit, Sie kommt aus dem Herzen eines treuen Unterthanen.

F. Ich glaube es, ich glaube es (immer weinend) wenn er kein redlicher Mann wäre, so würde er so offenherzig nicht gesprochen haben.

J. Und Sie haben nun so vieles Geld —

F. Geld wie Sand.

J. Wenn Sie nun das viele Geld nicht glücklich macht, wie können Sie denn glauben,

daß

daß Ihre Unterthanen durch weit kleinere Summen glücklich werden?

F. Alles wahr! alles wahr! Aber ich kann mir doch wenigstens nicht vorwerfen, daß ich jemanden durch die Einrichtung, die itzo in meinem Staate ist, unglücklich gemacht habe.

J. Gnädigster Fürst! ich muß schweigen, ich sehe, Sie sind gerührt; ich besorge, ich möchte Sie zu sehr kränken.

F. Rede er doch nur zu: wer weis, warum uns Gott hier zusammen geführet hat.

J. Sie lieben doch Ihre Gemahlin?

F. Wie meine Augen.

J. Und Ihre Prinzeßinnen?

F. Sie sind das Beste, was ich habe.

J. Wenn nun Ihnen ein andrer ins Gehäge gienge, wenn Ihre Prinzeßinnen verführt würden —

F. Was, was, was will er damit sagen? Wer wird sich das unterstehen?

J. Freylich wird sich niemand so etwas unterstehen. Aber gesetzt es geschähe, würden

Ihnen denn da alle Ihre Reichthümer noch Freude machen?

F. Ich könnte es nicht überleben.

J. Und gleichwohl legen Sie Ihren Unterthanen Soldaten ins Haus, und setzen so ihre Weiber und Töchter der Verführung aus. Denn bedenken Sie einmal die Beschaffenheit eines gesunden unverheyratheten Menschen, und die Reizbarkeit des weiblichen Geschlechts.

F. Alles wahr. Ich habe aber auch dafür gesorgt, daß Bordels sind angelegt worden.

J. Desto schlimmer — und die Moräste haben Sie lassen austrocknen.

F. Ein Bordel ist aber kein Morast.

J. Tausendmal schlimmer. Wenn Sie die Tausende sehen sollten, die da ihre Gesundheit verliehren — Die vielen armen Mädchen, die da schlechterdings zu Grunde gerichtet werden.

F. Wer kann es denn ändern. Bordels müssen ja seyn. Mein Minister sagte, sie wären einem cultivirten Staate so nöthig, als einem Menschen, der unreine Säfte hat, die Blasenpflaster.

J. Ihr Minister mag das verantworten. Ich kann nicht begreifen, wie er so etwas sagen konnte. Blasenpflaster kosten das Leben etlicher spanischen Fliegen, aber Bordels kosten das Leben so vieler armen Mädchen. O Fürst, der keinen Dieb hängen läßt, wie können Sie dulden, daß wehrlose Mädchen in Ihrem Lande in einen Abgrund von Qualen hinabgestoßen werden, gegen welche Galgen und Rad Gnade sind?

F. Ach Gott! ach Gott! Wie soll ich es abändern?

J. O bester Fürst! haben Sie darüber noch nie nachgedacht?

F. Niemals. Ich habe immer so viel denken und arbeiten müssen, um meine Regimenter vollzählig zu erhalten, und zu vermehren, und das dazu nöthige Geld aufzubringen, daß ich an solche Sachen noch nicht habe kommen können.

J. Ich glaube es, ich glaube es. Die Bürger eines einzigen Städtchens dahin zu bringen, daß sie wahres Menschenglück genießen,

erfor-

erfordert die ganze Kraft auch des weisesten Mannes. Und gleichwohl wollen manche Fürsten noch immer mehr erobern, da sie doch gewiß fühlen, daß ihre Kräfte nicht hinlänglich sind, die Bewohner des Landes glücklich zu machen, das ihnen bereits gehört.

F. Ja wenn vor dreyßig Jahren jemand so mit mir gesprochen hätte, so würde ich mich auch noch bedacht haben, ob ich mich auf das Erobern legen wollte. Da würde es auch hierherum (er wieß auf sein Herz) itzo besser stehen. Ach Gott! — Ich weis aber auch wirklich nicht, wo meine Bedienten bleiben. Am Ende muß ich gar hier übernachten. Ich bin ohnedieß schon ziemlich müde, weil ich heute bereits neun Meilen gemacht habe. Wirth!

W. Was wollen Ihro Gnaden von mir haben?

F. Kannst du mir in deinem Hause Quartier geben?

W. Das Gott erbarme! nein! ich habe nur ein Bette, für mich und für meine Frau, und ist nicht einmal gewaschen. Ich will mit Ihro

Gna-

Gnaden reuten, wenn Sie den Weg nicht finden können.

F. Wunderlicher Mensch du. Hast du kein Stroh? Mache mir eine Streu. Ich habe vielleicht mehr, als du, auf Stroh geschlafen.

Der Wirth lief geschwinde fort, brachte einige Schütten Stroh, machte die Streu zurechte, und Mauerbrecher kam auch wieder in die Stube, und sahe traurig sein Lager bereiten.

Indem der Wirth sich so beschäftigte, sagte der Fürst: Den Vortheil verschaft der Krieg doch, daß er die menschlichen Kräfte ausbildet, und ihrem Körper mehr Festigkeit giebt. Wenn ich nicht im Kriege gewesen wäre, würde ich wohl nicht auf der Streue schlafen können.

J. Verzeihen Sie mir, lieber Fürst, auch dieß kann ich Ihnen nicht zugeben. Das Reisen, die Schiffahrt und jede thätige Lebensart thut eben diese Wirkung. Man sinne nur auf Spornen, die man den Menschen in die Seite setzt, um sie in Thätigkeit zu erhalten, so werden sich gewiß ihre Kräfte auch ausbilden, und ihr Körper Festigkeit erlangen. Ich war nie

mit zu Felde, und doch glaube ich auf dieser Streu so ruhig zu schlafen, als Sie, lieber Fürst.

F. Er will mir doch alles Verdienst absprechen.

F. Nur das Verdienst des Eroberers, weil ich glaube, daß das Erobern, ausser in dem Falle, daß man dazu gezwungen wird, nie ein Verdienst ist. Ausserdem haben Sie, als Fürst, Verdienste genug, die so erwiesen sind, daß sie meines Lobs nicht bedürfen. Und Sie werden des Verdienstes noch mehr bekommen, wenn Sie erst daran denken werden, Ihren Unterthanen wahres Menschenglück zu verschaffen.

Itzo legte er seinen Hut auf den Tisch, hüllte sich in seinen Mantel, und warf sich auf die Streue. Ich that ein gleiches, und Mauerbrecher, da er sah, daß es nicht anders war, mußte ebenfalls nachfolgen.

Mit nächster Post schreibe ich Ihnen den weitern Erfolg. Ich bin ewig

Ihr

treuer

W e n z e l.

Dritter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an Carln.

Karmin, den 22sten August.

Hier haben Sie, mein Bester, das Ende meines Briefs.

Ich schlief sehr ruhig bis gegen Morgen. Da that der Fürst einen schrecklichen Schrey. Ach! Ach! Hülfe! Hülfe! schrie er so laut, daß ich auffuhr, und alle meine Glieder bebten.

Was ists? was ists, gnädiger Fürst! beunruhigt Sie jemand?

Ach Gott, erbarme dich! Mich beunruhigt niemand. Ach! Ach! Ach! ein Licht herbey! geschwinde!

Da ich selbst ein Feuerzeug bey mir hatte, so war es mir leicht ein Licht in der Geschwindigkeit anzuzünden. Ich gieng damit zu ihn, und fand, daß er am ganzen Leibe zitterte, und

der

der Angstschweiß über seine Backen floß. Bester Fürst, sagte ich, was ist Ihnen begegnet?

Er stund auf, faßte mit seinen zitternden Händen die meinige, und sagte: „ach lieber Feldprediger, ich bin ein unglücklicher Mann. Da träumte mir, ich ritte wieder über das Schlachtfeld, das ich heute besehen habe. Auf einmal richteten sich alle Erschlagene auf, und schrien: halt! halt! itzo haben wir dich. Ein Officier, dem die Hälfte des Hirnschädels weggehauen war, fiel mir in den Zügel und sagte: Halt! nun sollst du nicht wieder loskommen Du! Schau wie da das Blut der Unschuldigen fließt, das du deinem Ehrgeize aufgeopfert hast! Darauf entstund ein schreckliches Gebrülle: Weh! Weh! Weh! heulte es durch die Luft. Einer schrie, meinen Arm will ich wieder haben, der Andere riß seine Brust auf, zeigte mir die zerquetschte Lunge, und knirschte mit den Zähnen, ein Dritter rutschte auf dem Bauche bey, und brüllte: schaf mir meine Schenkel wieder! Einer, dem der untere Kinbacken abgehauen war, hielt ihn mir vor, und

drohte

drohte mit der Faust. Wohin ich mich wandte sahe ich Gesichter, die Convulsionen hatten, die mit den Zähnen knirschten, und denen der Schaum über die blauen Lippen floß. Endlich kam einer gehinkt, dem die Kaldaunen aus dem Bauche hiengen. Da er bey mich kam, bleckte er die Zähne und sagte: Ha! gehst du so mit deinen Unterthanen um? riß sich die Kaldaunen aus dem Bauche heraus, und warf sie mir in das Gesicht. Darüber entsetzte ich mich so sehr, daß ich erwachte. Ach ich armer Mann! solche Träume ängstigen mich beständig. Bald erscheinen mir Greise, die ihre Söhne, bald Weiber, die ihre Männer, bald Kinder, die ihre Väter von mir zurückfordern. Gott erbarme dich! Wenn ich mit den Tausenden, die durch den Krieg, den ich ohne Ursache anfieng, ihr Leben verlohren, am Tage des Weltgerichts einmal zusammen kommen sollte — Was thue ich? was fange ich an? rathe er mir doch, Feldprediger!"

J. Ach Fürst, da ist schwer rathen!

F. So? also kann er mir auch nicht rathen? also soll ich verzweifeln?

I. Dafür behüte Sie der barmherzige Gott!

F. Aber was soll ich denn thun? rathe er doch!

I. Ach Fürst, thun Sie so viel Gutes, als Ihnen möglich ist!

F. Ja ich wills auch thun. Ich will funfzigtausend Thaler jährlich dazu aussetzen —

I. Ach Fürst, Sie sind auf falschem Wege. Und wenn Sie eine Million zu guten Werken jährlich aussetzen, so hift das wenig oder nichts. Lernen Sie nur, was der Mensch bedarf, und suchen Sie es ihm zu verschaffen.

F. Und was ist das?

I. Gesundheit, lieber Fürst, gesunder Menschenverstand, Freyheit, ein guter Ehegatte, ferner —

F. Nichts mehr! nichts mehr! Ich kann das nicht schaffen. Zum Henker, wie soll ichs

denn

denn machen, daß meine Unterthanen gesund sind? daß sie Menschenverstand und —

J. Es ist alles möglich, wenn Sie es nur wollen. Und noch eins, suchen Sie zu verhüten, daß Ihr Prinz kein Eroberer wird.

F. Und das wird er gewiß. Den ganzen Tag liegt er über dem Curtius, über dem Cäsar, über dem Leben Ludwigs des Vierzehnten, blättert in Planen von Bataillen —

J. Aber wenn Sie, bester Fürst, ihm eine Beschreibung von Ihrem gegenwärtigen Gemüthszustande aufsetzten —

F. Ja wenn er die läse, da würde ihm wohl das Erobern vergehen; ja, ja das will ich thun.

J. Und ermunterten die Gelehrten —

F. Ach was wollten die Schulfüchse thun können.

J. Aber lieber Fürst, warum eroberten Sie denn?

F. Um Ruhm zu erlangen.

J. Wenn nun niemand den Eroberer mehr

 rühmte,

rühmte, wenn man ihn immer als einen Verwüster —

F. Ja dann — das läßt sich hören. So wahr Gott lebt, das will ich thun. Ich will das Leben aller Eroberer beschreiben lassen, unpartheyisch? ich will alle die Menschen lassen berechnen, die durch sie sind aufgeopfert worden, von Freunden und Feinden, alle die zerstörten Städte und die versängten Dörfer, und die zu Grunde gerichteten Fabriken, das alles will ich berechnen lassen, und dagegen rechnen lassen, den Vortheil, den die Länder durch die Eroberungen bekommen haben, und denen, die das am Besten machen, will ich Prämie auf Prämie geben. Was meynt er dazu?

J. Vortreflich! Gott segne Sie dafür! und lasse Sie Ruhe finden für ihre Seele. Aber bey dem allen werden die Rechnungen sehr unvollkommen ausfallen. Der Hauptschade kann nicht berechnet werden?

F. Welcher ist das?

J. Der Schade, den die Moralität der

Menschen bey dem Erobern leidet. Welche Zügellosigkeit der Sitten verbreiten die Armeen um sich! Der Mordgeist begleitet sie, und das Gefühl gegen das Röcheln eines sterbenden Bruders, das Gott allen Menschen eingepflanzt hat, wird im Kriege verlohren. Im Kriege muß man mit barbarischer Härte lernen über seine zerquetschten und röchelnden Brüder wegreuten, die da seufzen: Hülfe! Erbarmung! ohne daß man sich erbarmet, muß —

F. Ach, halts Maul Feldprediger! Ich habe genug vor dießmal. Er soll nicht umsonst mit mir gesprochen haben. Wie ist sein Name?

J. Wenzel.

Er schrieb darauf meinen Namen in seine Schreibtafel und ritt fort.

Ich und Mauerbrecher setzten uns auch bald zu Pferde. Aber anstatt nach Grünau zu reiten, lamentirte Mauerbrecher so lange, bis ich mit ihm wieder zurückkehrte.

So unterblieb meine Reise, die ich doch

noch antreten werde, sobald es mir möglich ist. Ich bin unausgesetzt —

Ihr aufrichtiger Freund
Wenzel.

Vierter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Grünau, den 27sten August.

Vernehmen Sie itzo, bester Herr Vetter, die traurige Geschichte, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe, wegen der Kürze der Zeit nicht ausführlich schreiben konnte. Der Verstorbene, dessen Leichnam man beerdigte, war der Bruder des Diakonus Rollow, ein Canditat des Predigtamts. Da ich es für schicklicher hielt, dem betrübten Diakonus zu Ergießung seiner Thränen Zeit zu lassen, als ihn darinne zu unterbrechen,

brechen, so ließ ich mich von ihm nicht sehen, sondern folgte dem Leichenzuge von ferne nach.

Erst nach der Beerdigung gieng ich zu ihn, und fand ihn, zwischen seiner Frau und Henrietten, auf dem Canapee. Alle hatten die Augen roth geweint.

Ich nehme herzlichen Antheil, sagte ich, an dem traurigen Schicksale —

Wir glauben es! wir glauben es! riefen alle: ach er war ein gar zu lieber Mann, und starb so früh, in der Blüthe seiner Jahre! sechs und zwanzig Jahr war er erst alt.

Woran starb er? fragte ich weiter.

Ach er ist gefallen, war des Diakonus Antwort, wie man vor bösen Buben fällt. Er ist todtexaminirt worden. Haben Sie denn die scandalöse Geschichte nicht gehört? Und da ich versicherte, daß mir nicht das geringste davon zu Ohren gekommen wäre, nahm er mich bey der Hand, zog mich zu sich auf das Canapee, und sagte, so kommen Sie und machen sich gefaßt das schrecklichste Exempel von Priesterhaß zu hören:

„Ein benachbarter Prediger fieng vor einigen Jahren an, seine Schule zu reformiren, lehrte die Kinder Schreiben und Rechnen, Musik, Naturgeschichte, Oekonomie, Moral, und etwas Geographie, führte auch allerley Leibesübungen ein, und mein Bruder, der ein großer Freund der Kinder war, verband sich mit ihm. Die Anstalt hatte einen bewundernswürdigen Fortgang. Ich habe sie selbst oft besucht, und mich über die Kentnisse, Geschicklichkeiten und guten Sitten gewundert, die die Kinder in kurzer Zeit sich erworben hatten. Ihr Exempel wirkte schon auf die Eltern, und das ganze Dorf fieng an, sich zu bessern.

Hätte diese Anstalt nicht alle Unterstützung verdient? Hätte unser Consistorium, dessen Pflicht es vorzüglich ist, Aufklärung und Menschenglück zu befördern, sich nicht besonders derselben annehmen sollen? Vielleicht wäre es auch geschehen, weil wir wirklich einige verständige und rechtschafne Männer in demselben haben. Aber unser Superintendent verhinderte alles. Dem Manne scheint nichts gut zu seyn, als

was

was alt ist, und jede Verbesserung sieht er als einen Angrif auf die Religion an. Er sucht daher jeden Wunsch nach Verbesserung bey der ganzen, ihm untergebnen, Geistlichkeit, gleich in seiner Geburt zu ersticken, damit er nicht etwa zu laut, und er genöthigt werden möge, in seinen alten Tagen, in seinen mechanischen Arbeiten etwas abzuändern.

Kaum also hatte er davon Nachricht bekommen, so legte er dem guten Manne alle, nur mögliche, Hindernisse in den Weg. Er trug dem Consistorium vor, daß die Schulverbesserung nicht die Sache eines Pfarrers, sondern des ganzen Consistoriums sey, daß dieser Pfarrer also gesetzwidrig gehandelt, und die Suspension verdient habe. Da er hiermit nicht durchdringen konnte, so kam er bald darauf in das Consistorium und zeigte an, mit solcher Heftigkeit, daß ihm alle Glieder zitterten: er habe etwas Erschreckliches vernommen; der Pfarrer in Liebleben sey so weit gegangen, daß er in seiner Schule den Katechismus abgeschaft habe. Wenn diesem Unwesen nicht beyzeiten gesteuert würde,

so sey das Land in Gefahr, die reine lutherische Lehre, die die ersten Bekenner mit ihrem Blute versiegelt hätten, zu verliehren. Dem Pfarrer müsse auferlegt werden, daß er den Katechismus wieder einführe; ja er hielt sich in seinem Gewissen verpflichtet, ihn noch einmal öffentlich zu examiniren, ob er auch in den Grundartikeln der lutherischen Lehre richtig sey.

Da er auch dießmal seine bösen Absichten nicht durchsetzen konnte, so wandte er sich an den Fürsten, und da er auch hier abgewiesen wurde, ließ er es dabey bewenden, daß er in den Häusern herumschlich, den guten Pfarrer verläumdete, und bey jeder Gelegenheit Anzüglichkeiten gegen ihn ausstieß. Endlich fügte es sich, daß mein Bruder eine Predigerstelle bekam, und sich von ihm examiniren lassen mußte. Dieser Unschuldige mußte das Opfer seiner Rache werden! Ach! barmherziger Gott! wie unbegreiflich sind deine Wege!

Hier war eine Pause, um den Thränen wieder freyen Lauf zu lassen.

Da er die Erzälung wieder fortsetzen wollte, pochte jemand an die Stubenthür, öfnete sie, und — stellen Sie sich unsere Verlegenheit vor! Der Superintendent selbst trat mit einer schrecklich zerstreueten Miene herein.

Ich bedaure, ich bedaure, lieber Herr Confrater, sagte er, daß Ihnen der unerforschliche Gott einen so harten Trauerfall hat erleben lassen. Ich hoffe, Sie werden sich als ein frommer Christ dabey beruhigen, und sagen:

Ob er gleich schlägt
Und Kreuz auflegt,
Bleibt doch sein Herz gewogen.

D. Wenn ich mein trauriges Schicksal als Gottes Verhängnis betrachte, so kann ich mich gar leicht beruhigen. Aber nur das fällt mir schwer, daß ich die Ruthe küssen soll, mit der mich Gott schlug.

S. Von was für einer Ruthe reden sie?

D. Von Ihnen, Herr Superintendent. Sie sind der Mann, der meinen guten Bruder, den edlen, hofnungsvollen, Jüngling ins Grab

gestrekt hat. Wie viel Gutes er bey seiner Gemeine hätte stiften können, wie viele pädagogische Kenntnisse, was für Menschenkenntniß er sich erworben hatte, wie gefällig er gegen jedermann war! wie gut er alle Menschen zu behandeln wußte! Auf alles das haben Sie nicht Rücksicht genommen. Sie wußten, daß er kein Hebräisch verstund, daß ihm die Anekdoten von den alten Kirchenlehrern unbekannt waren, das hat er Ihnen gesagt, und Sie gebeten, ihn damit zu verschonen. Und doch waren sie so boshaft —

S. Boshaft?

D. Ja, so boshaft waren Sie, daß Sie ihn zwangen ein ganzes Kapitel aus dem Esaias zu erklären, und ihn eine ganze Stunde mit dem Theodorus Mopsvesthenus herumhudelten, und bey jedem Fehler, den er begieng, bey jeder unrichtigen Antwort, die er gab, ihm Ignoranz vorwarfen. Darüber hat sich der ehrliche Mann so geärgert, daß er gleich nach dem Examen krank niederfiel, und den andern Tag starb. Mann — das haben Sie gethan! Ist das auch christlich, ist das auch rechtschaffen gehandelt?

S. Und Sie wollen die Ignoranz Ihres Bruders noch vertheidigen? Kann ich etwas dazu, daß er kein Hebräisch, keine Kirchengeschichte, nichts von alle dem gelernt hatte, was ein rechtschaffner Geistlicher wissen muß?

D. So glauben Sie doch wirklich, daß man die Geschicklichkeit eines Mannes zum Predigtamte, nach seinen Kenntnissen, die er von der hebräischen Sprache und vom Theodorus Mopsvesthenus hat, beurtheilen müsse?

S. Und wornach denn sonst? Ist denn ohne Kenntniß der hebräischen Sprache nicht das ganze alte Testament ein verschloßnes Buch?

D. Und hat man nicht schon Erklärungen genug davon, die man, ohne hebräisch zu können, brauchen kann?

S. Ich weis wohl, daß die Neuern darauf ausgehen, die alte Barbarey wieder einzuführen. Aber Gott wirds verhüten! Ja, Gott wird sich seiner Kirche erbarmen, und sie gegen die Neulinge zu schützen wissen. Muß denn nicht, besonders in den gegenwärtigen gefährlichen

chen Zeitläuften, ein treuer Hirte das Saamenkorn vom Unkraute abzusondern wissen, daß er seiner Heerde nicht Gift, statt Speise, gebe? Und kann er das ohne die hebräische Srache?

D. Und glauben Sie wohl, daß man schon beurtheilen kann, welche Erklärung richtig oder unrichtig ist, wenn man sich ein paar Jahre mit der hebräischen Grammatik geplagt hat?

S. Freylich nicht. Aber man muß das Hebräische stets, täglich, ja stündlich treiben. Denn es ist eine heilige Sprache, in der Gott selbst geredet hat.

D. Das heist, man muß sich ungeschickt machen, unter den Menschen Nutzen zu stiften.

S. Wie verstehen Sie das?

D. Ich denke, ein Prediger soll doch der Freund, der Rathgeber, seiner Gemeine seyn.

D. Nicht Freund, nicht Rathgeber soll er seyn. Was sollen diese neuen Ausdrücke, unter die man leicht allerhand seelenverderbliche Irrthümer verstecken kann? Hirte soll er seyn. Deswegen heist er Pastor.

D. Gut! Hirte soll er seyn. Ein Hirte muß aber doch wohl Schafkenntniß haben. Er muß doch wohl wissen, wo es den Schafen fehlt, wenn sie krank sind, muß doch wohl wissen, wie er sie lenken, von Krankheiten heilen, und gegen den Wolf schützen soll?

S. Ganz recht.

D. Und der Prediger ist nicht ein Schafhirte, sondern ein Menschenhirte. Er muß also nicht Schaf- sondern Menschenkenntniß haben. Er muß können Rath geben, wie Eltern ihre Kinder ziehen, wie der Zornige seine Leidenschaft beherrschen, der Wollüstige von seinen Ausschweifungen abgebracht, der Bekümmerte beruhigt, der Betrübte getröstet werden kan, wie Misverständnisse beygelegt werden müssen; wie sich seine Pfarrkinder bey den Pocken, bey dem Zahnen ihrer Kinder, bey Epidemien, in hysterischen und hypochondrischen Zufällen, zu verhalten haben.

S. Es ist schrecklich! es ist schrecklich! Wo doch die Neuern noch hingerathen werden. Gott stehe uns bey! es sind die lezten Zeiten.

D. Denn der Mensch ist nicht ein Geist, sondern ein Mensch; ein Geist, mit dem Körper vereinigt. Es kann daher niemand den Geist bessern und heilen, wer nicht auch den menschlichen Körper kennt.

S. Es ist schrecklich! Es ist schrecklich!

D. Daher lehrte unser Erlöser nicht nur die Menschen, sondern er speiste sie auch und machte sie gesund.

S. Es ist schrecklich! Es ist schrecklich!

D. Und wer weder den Geist noch den Körper des Menschen kennt, der ist ganz ungeschickt ein Hirte der Menschen zu seyn, und wenn er die hebräische Bibel hundertmal, mit und ohne Punkte, gelesen hat, und die ganze Grammatik auswendig kann. Ein Miethling ist er, der die Schafe weidet, um sie scheeren und melken zu können.

S. Es ist schrecklich! Es ist schrecklich! Also halten Sie wohl nichts von den Gnadenmitteln — wollen die Menschen blos mit Vernunft —

D. Ich halte viel von den Gnadenmitteln, aber man muß seine Vernunft reinigen, man muß recht gesunden Menschenverstand haben, um sie bey andern brauchen zu können, sonst stiftet man eben solch Unglück damit, wie ein Quacksalber, der mit den herrlichsten Arzneyen die Leute zu Tode curirt. Und Menschenverstand bekömmt man warlich über der hebräischen Grammatik nicht. Ich denke noch immer mit Betrübniß daran, daß ich vier Jahre meines Lebens mit den morgenländischen Sprachen verderbt habe. Dieß ist eine von meinen größten Jugendsünden.

S. Es ist schrecklich. Da wollen Sie also mit dem gesunden Menschenverstande die Menschen bekehren, und halten nichts von der Erleuchtung des heiligen Geistes?

D. Vielleicht mehr als sie; aber was ist denn die Erleuchtung?

S. Die Anzündung eines Lichtes in unserm verfinsterten, in Dunkelheit wandelnden, Verstande.

D. Und wodurch wird das angezündet?

S. Und das wissen sie nicht einmal? ein Prediger in der Stadt weis noch nicht, was Caussa efficiens minus principalis illuminationis sey?

D. Was Beyer und Quenstedt davon sagen, weis ich wohl; ich wollte aber gern ihre Meynung wissen.

S. Sie glauben also wohl gar, daß ich anders denke, als diese alten, ehrwürdigen, durch Kreuz und Trübsal bewährten Männer? Caussa efficiens illuminationis, minus principalis, est verbum Dei, das Wort Gottes.

D. Und wo ist denn das Wort Gottes?

S. Es ist schrecklich! es ist schrecklich! solche naturalistische, indifferentistische Fragen von einem Geistlichen. Suchen sie vielleicht das Wort Gottes wo anders, als in der Bibel?

D. Ich weis, daß das Wort Gottes in der Bibel ist. Spricht Gott aber nicht auch mit uns durch die Natur?

S. Ja, die Natur, die Natur! unsere Theologen wissen nichts von der Natur, die reden nur immer von der Gnade.

D. Unser Erlöser spricht destomehr von der Natur, zeigt mit Fingern auf sie, und sagt den Menschen, daß sie sie betrachten, daß sie die Vögel des Himmels, die Blumen des Feldes, die Weinstöcke und Feigenbäume ansehen, und von ihnen lernen sollen.

S. Man sieht wohl, wohin die Natur die Menschen führe, an den blinden Heiden, die die Gözen verehrten, und gegen einander in bösen Lüsten entbrannten.

D. Das macht, weil ihre Priester ihre Augen blendeten, und ihre Ohren betäubten, daß sie das Schöne in der Natur nicht sehen, und ihre Stimme nicht vernehmen konnten. Ihre Wälder machten sie zum Aufenthalt der Faunen, ihre Flüsse zur Wohnung der Nymphen, fast jedes Thier und jede Pflanze heiligten sie irgend einer Gottheit, dadurch brachten sie es denn so weit, daß die Menschen sich eben so wenig trauten in die Geheimnisse der Natur einzudringen, als ein Kind es wagt, eine Maus anzurühren, wenn die Mutter ihm gesagt hat, daß sie Gift im Schwanze habe. Nachdem der Priester-Despo-

tismus seine Kraft verlohren und man angefangen hat, die Natur zu studiren, sind die Menschen wirklich erleuchteter geworden, des Teufels Werke sind zerstört, Hexen und Gespenster sind verschwunden, es ist alles menschlicher und toleranter geworden, diejenigen ausgenommen, die, statt der Natur, Dogmatik und die hebräische Grammatik studiren. Und wenn das alles wahr ist, warum haben Sie denn meinen Bruder nicht über ein einziges Kapitel aus der Natur befragt?

S. Was Natur, was Natur! Ich bin kein Naturalist. Ich halte mich einzig und allein an Jesum.

D. Hielten Sie sich an Jesum, so würden Sie seine Werke thun. Doch ich will Sie nicht beleidigen. Sie sind von ihrer Jugend an der Natur entrissen, und hinter die Bücher gesteckt; es ist Ihnen gesagt worden, daß die Entziehung von der Natur und das Studium der Bücher etwas verdienstliches sey, deswegen ists ihnen eben sowohl zu verzeihen, daß Sie von der Natur gar nichts wissen, als ich es einem Ju-

den vergebe, wenn er das neue Testament nicht gelesen hat. Wenn sie die nur nicht haßten, und verfolgten —

S. Was reden Sie da von Haß und Verfolgung? Wer haßt und verfolgt?

D. Daß Sie hassen und verfolgen, das will ich nun geradezu nicht behaupten, aber todtexaminiren Sie doch diejenigen, die auf einem andern Wege, als dem, den Sie betreten haben, sich aufzuklären suchen. Und wenn ja von berühmten Männern etwas sollte gefragt werden, warum brachten Sie denn die ganze Zeit mit dem Theodorus Mopsvesthenus zu, und fragten gar nichts von Weisse, Campe, Rochow —

S. Was, was sind das für Leute? in welchem Winkel haben sie gelebt? In meiner Kirchengeschichte steht nichts von ihnen. Ist das vielleicht der Weisse, der den politischen Redner geschrieben hat?

D. Die Männer kennen Sie nicht einmal? Es sind ja Pädagogen.

S. Ey was gehn mich denn die Pädagogen an? Am Ende verlangen Sie von mir gar, daß ich bey meinen Candidaten nach den berühmtesten Comödianten fragen soll. Pädagogen hin, Pädagogen her, meine Geistlichen sollen nicht Pädagogen, sondern Theologen werden.

D. Und warum fragten Sie denn nicht nach Jerusalem. —

S. Habe ich nicht darnach gefragt? Habe ich nicht gefragt nach dem Schafthore, und dem Mistthore und nach allen Thoren, die an Jerusalem waren?

D. Ich meyne den Abt Jerusalem. Und warum fragten Sie denn nicht nach Spalding, Teller, Lüdeke, Steinbart, Zollikofer, Seiler, Nösselt, Niemeyer, Miller, Hufnagel, Rosenmüller, Feddersen, Leß, Griesbach, und nach so manchen andern rechtschafnen, aufgeklärten, Theologen, mit denen Gott jetzo Deutschland gesegnet hat? Und fragten immer nur nach den Theodorus Mopsvesthenus?

S. Das sind alles Neuere. Und den Neuern ist nicht zu trauen, die haben alle den Schalk im Herzen —

D. Sie sind ja aber auch ein neuer, und Theodorus Mopsvesthenus ist auch ein neuer gewesen.

Fortsetzung.

Die Unterredung wurde unvermuthet unterbrochen durch ein Frauenzimmer, das in Trauerkleidern in die Stube trat. Ohne Complimente, ohne auf uns Mannspersonen ein Auge zu wenden, stürzte sie sogleich in der Predigerin Arme, und schluchzte: meine Beste! und dann wieder an Henriettens Hals, und schluchzte — Henriette! ich — ich kann nicht mehr.

Sie wurde mit einem Thränengusse empfangen, der Diakonus schloß sie in seine Arme, und sagte: Liebes, duldendes Mädchen! ich wollte Sie trösten, wenn sie ruhig genug wären, Trost zu hören — trösten Sie sich unterdessen mit uns — sehn Sie', wir alle leiden.

Sie wand sich los, ging wie gedankenlos umher, und sagte: ja Sie leiden — Sie haben — einen Freund — einen Bruder verlohren, aber ich (hier gerieth sie in eine Art von Begeisterung) ich habe alles, alles, meinen Ludwig — meinen Rollow — meinen Bräutigam — ach, Gott erbarme dich! ich habe alles verlohren!

Mit diesen Worten fiel sie an den Superintendenten, faßte mit ihrer Hand die seinige, den einen Arm schlang sie um seinen Hals, und ihre Backe drückte sie an die seinige.

Sie können leicht denken, in welcher Verlegenheit wir alle über dieß Mißverständniß waren, in dem sich das unglückliche Mädchen befand, und doch war Niemand entschlossen genug, ein Mittel zu finden, sie aus diesem Mißverständnisse zu reissen. Niemand aber war verlegner, als der Superintendent. Er zog sogleich seine Hand zurück, und hielt sie nebst der andern auf den Rücken, weil er sie vermuthlich für zu heilig hielt, als daß sie durch den Druck einer Mädchenshand entweihet werden dürfte. Das half ihm aber nichts. Das

Mädchen schlang nun beyde Arme um seinen Hals, druckte ihn herzlich an ihre Brust, und sagte: Lieber Mann! Trost! Trost! Ach Trost, ich erliege unter meinem Jammer.

Er mochte es wohl fühlen, daß er den Titel: lieber Mann, nicht annehmen dürfe. Er trat also ein paar Schritte zurück, und das Mädchen ein paar Schritte vorwärts. Er reusperte sich etliche mal, und das Mädchen bemerkte es nicht. Endlich sagte er: Jungfer Menzerin, begreifen Sie sich doch!

Auf einmal erwachte sie aus ihrem Irthume, fuhr zurück, sperrte die Augen weit auf, und ihre Traurigkeit verwandelte sich in Wuth!

Was, wäs, sagte sie, ich glaube wirklich, sie sind — nun Sie sind noch so frech in dieß Haus zu treten, das Ach und Weh und Zeter über sie schreyt? Mörder!

Nie habe ich mehr Wuth in einem weiblichen Gesichte gesehen, als dießmal. Und das Wort, Mörder, wurde vielleicht noch nie so schrecklich ausgesprochen, als dießmal. Das Stampfen ihres rechten Fusses, das Nieder-

 schla-

schlagen mit der rechten Hand, die aufschwellenden Lippen, die geradeweg starrenden Augen, in denen auf einmal alle Thränen vertrocknet waren, alles sprach: Mörder!

Mir fuhr es eiskalt über die Haut, die ganze Gesellschaft stund verstummt da, und der Superintendent war betäubt.

Der Diakonus faßte sich zuerst, schlang brüderlich seinen Arm um das Mädchen, drückte ihre Hand, und bat sie, sich zu fassen; sie wisse ja, wie weit übereilter Zorn den Menschen verleiten könne. —

Das weis ich, das weis ich, liebster Herr Bruder! mein Ludwig hat mich schon Fassung gelehrt. Ich hätte ihn wollen an meiner Seite sterben sehen, und hätte mich fassen wollen; ich hätte mein Haus wollen verbrennen sehen, und in der verschloßnen Kammer, in ruhiger Fassung, das Zusammenstürzen der lodernden Decke erwarten. So viel hat mich mein Ludwig gelehrt. Ja, das hat er. Dort in der Laube auf seinem Dorfe. Oh! — Aber mich fassen — wenn mein Freund — mein Lehrer, mein

mein Bräutigam an meiner Seite ermordet — Ha! (hier stieß sie ihn zurück und rennte wieder dem Superintendenten unter die Augen.)

Und welche Missethat habe ich begangen? Mann! reden Sie! — Was ist mein Verbrechen, daß Sie mich so barbarisch behandelt, und mir meine Lebensfreuden alle, alle, alle entrissen haben? Reden Sie!

S. Ich weis gar nicht, was sie wollen.

M. Das ist eine alberne Antwort. Was hat mein Rollow verbrochen? War er ein Ehebrecher? ein Verleumder? Hat er je den Betrübten ohne Trost gelassen? Gieng vielleicht der Dürftige von ihm ohne Hülfe? Was hat er gethan — reden Sie! reden Sie, wenn sie können!

S. (hustet)

M. Wie er verstummt, vor den Vorwürfen eines armen Mädchen. Was wirst du erst antworten, Heuchler! wenn du vor den Weltrichter kommen wirst; wenn er Rollows Blut von deiner Hand fordern wird? Was hat Rollow verbrochen? Reden Sie!

S. Ich weis, ich weis gar nicht, was das seyn soll? er konnte kein Hebräisch, keine Kirchengeschichte.

M. Was Hebräisch, was Wischwasch da! die hebräischen Prediger sind nicht immer die besten. Er konnte aber Kinder unterrichten, Herr Superintendent, und konnte den Menschen guten Rath geben und sie trösten, und armen Kindern Erziehung verschaffen, und so ein eitles Mädchen, wie ich sonst war, zur gesunden Vernunft zurückbringen. Herr! ein eitles Mädchen zur gesunden Vernunft zurückführen, ist wohl was bessers, als aller Wischwasch, von dem Sie sprechen.

S. Wenn er sie nur auch zur Christin gemacht hätte.

M. Was reden Sie da von Christin? Sind Sie ein Christ?

S. Das bin ich.

M. Sie, ein Christ? (Sie wandte sich weg, streckte ihre gefaltenen Hände gen Himmel, ging in der Stube auf und ab:) Der Mann ein Christ? Der Rachgierige ein Christ? Der Neidische ein Christ? Der Bos-

hafte

hafte ein Christ? Der Mörder ein Christ? Ich bin keine Christin (indem sie wieder auf ihn losging) keine Christin bin ich, wenn Sie ein Christ sind. Ich mag nicht in dem Himmel seyn, wo Sie sind.

Wir traten alle um sie, und suchten sie zu besänftigen; der Diakonus zog sie mit einiger Gewalt zu sich auf das Kanapee, und der Superintendent trat ganz stillschweigend ab.

Bis nach Mitternacht hatten wir mit dem Mädchen zu thun, ehe wir es nur einigermassen besänftigten. Nachdem sie noch einige heftige Worte gegen den Superintendenten ausgestossen hatte, so brach sie in das Lob ihres Rollow aus. Es war freylich Sprache der Leidenschaft; wenn aber nur die Hälfte von dem, was sie von ihm sagte, wahr war, so mußte er der edelste, liebenswürdigste Mann seyn, unter dessen Aufsicht sich eine Horde Barbaren in Christen würden verwandelt haben. Und so einen Mann, bis zum Todtärgern, öffentlich beschimpfen, weil er kein Hebräisch, und die Schnurrpfeifereyen der vorigen Jahrhunderte nicht wußte — das ist doch schrecklich. Und wenn ich mit kaltem Blute

die

die Sache überlege, so finde ich in alle den harten Vorwürfen, die das erbitterte Mädchen dem Superintendenten machte, nichts Ungegründetes.

Ich führte sie zu ihrer Schwester nach Hause.

Auf dem Wege fing ich an mich zu besinnen, was ich zu ihrem Troste sagen wollte. Ich wurde aber der Mühe überhoben, durch drey betrunkene Studenten, die uns so insultirten, daß wir Traurigkeit und Trost und alles vergaßen, und froh waren, daß wir das Haus ihrer Schwester erreichten, ohne weiter gemißhandelt zu werden.

Ihre Schwester ist die Räthin Namur. Sie war noch auf, und empfing uns mit rothen Augen.

Kömmst du, sagte sie, unglückliches Mädchen? du scheinst ja ruhig zu seyn. Thust auch wohl daran — wenn es keine schwerere Leiden gäbe, als seinen Geliebten begraben sehen. — —

Ihre Thränen unterbrachen sie. Sie schluchzte zwar noch etwas her, das ich aber nicht verstehen koñte. Vielleicht hätte ich noch etwas verstanden, wenn

ich länger hätte verziehen wollen — denn die Frau war aus aller Fassung. — Aber das Mädchen sahe mich an — ich verstund es — und ging fort.

Barmherziger Gott! wie viel Jammer wohnt auf der Erde, die du gemacht hast!

Carl.

Fünfter Brief.

Carl an den Obersten v. Brav.

Grünau, den 1. Sept.

Ich bin ausserordentlich unruhig, liebster Herr Vetter! denn noch immer ist mein Schicksal unentschieden, noch immer ist es zweifelhaft, ob ich in Henriettens Armen der glücklichste Mann werden, oder ob ich lebenslang ihren Verlust betrauern soll. Meine Mutter hat den Brief, in dem ich ihr meine Liebe zu Henrietten gemeldet habe, noch nicht beantwortet; ihr Vater will

will seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit ihr durchaus nicht geben, und der Diakonus wird immer zurückhaltender gegen mich, jemehr sich Schwierigkeiten finden. Er runzelt sogar die Stirne, so oft ich sie besuche, und hat mir noch nicht erlaubt einen Spaziergang mit ihr zu thun. Selbst die Spatzierreise nach Richmanns Garten, zu welcher die Helwingin den Plan gemacht hatte, ist bis jetzo unterblieben. Henriettens Vater verlangte sogar, daß sie nach Koldingen zurückkommen soll. Und sie versichert, daß die Rückreise nach Koldingen die Reise zu ihrem Tode wäre, indem sie gewiß wüßte, daß sie dort, durch ihrer Tante Bosheit, würde hingerichtet werden. Bedauren Sie mich, lieber Herr Vetter?

Gestern ist Zelnik von hier abgegangen. Ich vermuthe, daß er die Helwingen nachholen wird, denn er liebt sie sehr, hat auch bereits ein Amt in seiner Vaterstadt, und da er schon das vier und zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, so ist er ja auch wohl zumEhestande reif.

Es begleiteten ihn gegen dreißig seiner Freunde und Landsleute, und ich war auch dabey. Denn ich habe ihn sehr lieb gewonnen, weil ich immer mehr von seiner Rechtschaffenheit überzeugt wurde, je näher ich ihn kennen lernte.

Den Vormittag, ehe die Reise vor sich gieng, hatte ich noch Gelegenheit einer sonderbaren Feyerlichkeit beyzuwohnen. Es kam mir, da ich eben ausgehen wollte, ein großer Schwarm Leute entgegen, und da sie näher kamen, sahe ich, daß es das ehrbare Mezgerhandwerk war, welches einen gemästeten Ochsen, ein Schwein, ein Kalb, und einen Schöps führte, die alle, mit Kränzen umwunden, und dazu bestimmt waren, daß ein Mezgergeselle sein Probestück daran machen, und sich dadurch zum Meisterrechte legitimiren sollte. Ihm lief eine Menge Leute, besonders Kinder, nach, um zu sehen, wie der junge Mann seine Sachen machen würde.

Ich lief selbst mit, weil mir die Feyerlichkeit ganz neu war. So bald man im Hause des Obermeisters angekommen war, so mußte der Geselle erst taxiren, wie schwer jedes

Stück dieses Schlachtviehes wäre, dann mußte er jedes schlachten und zubereiten, und die Meister gaben genau darauf Achtung, ob er auch alles nach den vorgeschriebnen Regeln machte.

Dieß alles schien mir sehr vernünftig. Denn aus so einem Probestücke konnte man doch beurtheilen, ob ein junger Mensch die nöthige Geschicklichkeit zu dem Geschäfte, dem er sich gewidmet hatte, habe oder nicht.

Ich eröfnete hierüber meine Gedanken einem Studenten, der neben mir stund, und sagte: Dieß Probestück hat mir noch besser gefallen, als die Examina der Gelehrten. Denn die Gelehrten fragen, ob die Candidaten Dinge, die mit den Geschäften, zu denen sie bestimmt sind, oft in gar keiner Verbindung stehen, wissen, die Mezger sehen aber zu, ob ihre Gesellen das, was zu ihrem Handwerk nothwendig gehört, können. (Ich dachte noch an das Hebräische und an den Theodorus Mopsvesthenus.)

Der

Der Student war aber ganz anderer Meynung. Er zog den Mund hönisch: und sagte: Was das für ein närrischer Einfall ist. Ich habe während der ganzen Arbeit mich geärgert. Da arbeitet nun das dumme Hottentottenvolk immer so mechanisch fort, wie's er vom Großvater und Vater gesehen hat, und keiner traut sich einen Schritt weiter zu gehen. Fragen Sie einmal so einen Kerl vom Ursprunge des Mezgerhandwerks, vom Verhältnisse der Kraft zur Wirkung, und ich will auf der Stelle des Teufels seyn, wenn er Ihnen ein Wort antworten kann. Wenn ich Einrichtungen machen dürfte, so sollte alles bald eine andere Gestalt bekommen. Da wollte ich, z. E. Leute expres dazu bestellen, daß sie jungen Mezgern Unterricht gäben. Da müßten die Kerls pro primo lernen, eine kurze Geschichte des Mezgerhandwerks, damit sie doch nicht ganz wie das Rindvieh aufwüchsen, sondern doch wenigstens einige Kenntniß hätten von den berühmtesten Mezgern, die in den verschiedenen Jahrhunderten gelebt haben, ihrer Herkunft und ihren Schicksalen, und von den verschiedenen Re-

volutionen, die bey ihrem Handwerke vorgefallen sind; pro secundo, müßten sie Geographie lernen, damit sie doch wüßten, ob sie die Pohlnischen Ochsen und die Böhmischen Schweine zu Wasser oder zu Lande holen sollten: ob sie zum Koldinger oder Perlewitzer Thore hinaus müßten, wenn sie nach Pohlen oder Böhmen wollten; pro tertio, müßten sie doch Kunstgeschichte lernen, daß sie doch wüßten, wer das Beil und das Messer erfunden hätte; pro quarto, müßten sie Anatomie hören, daß sie doch die verschiedenen Theile des Viehes benennen, und ihre Bestimmung angeben könnten; pro quinto, Metaphysik, damit sie Kraft und Wirkung unterscheiden lernten, et caetera, et caetera. Das müßte andere Mezger geben. Was meynen Sie?

J. Aber mit alle dem würden Sie nicht lernen Wurst und Schinken machen, und das Fleisch einpökeln.

St. Possen, das giebt sich alles von selbst. Wurst, Schinken machen, Fleisch einpökeln! was ist denn das? das kann ja jeder Narre.

J. Können Sie es denn?

St. Warum nicht? Warum nicht?

J. Ich möchte von Ihrer Wurst- und Schinkenfabrik nichts essen. Ich glaube, jede Geschicklichkeit muß durch Uebung erlangt werden. Und deswegen halte ich den Unterricht, den die Mezger ihren Jungen geben, für sehr vernünftig, weil diese eine beständige Uebung ist. Und der beste Mezger ist mir der, der das beste Fleisch hat, und die besten Würste und Schinken macht. Uebrigens liegt mir nichts daran, ob er die Geschichte seiner Kunst und Metaphysik wisse, oder darinne ein Ignorant sey. Leben Sie wohl!

Es giebt doch sonderbare Leute in der Welt!

Fortsetzung.

Es war hohe Zeit, daß ich das Gespräch abbrach. Denn da ich vor Zelnicks Haus kam, saß schon die ganze Gesellschaft, theils in Wagen, mehrentheils aber zu Pferde. Ich schwung mich sogleich auf mein Pferd, welches mir der

Auswuchs von Menschen wieder hielt, von dem ich Ihnen ohnlängst geschrieben habe, und kaum saß ich, so gab Cronfeld, der den Trupp anführte, seinem Pferde die Spornen, galloppirte, und die ganze Gesellschaft galloppirte auch mit. Ich stund aber Todesangst aus, denn alle Straßen waren voll kleine Kinder, die immer mit genauer Noth den rennenden Pferden ausweichen konnten, so daß ich immer besorgte, daß ein Kind todt geritten würde.

Meine Besorgniß war auch nicht ungegründet. Denn da wir in die Koldinger Straße reiten wollten, kam eine alte Frau gegangen, die einen Tragkorb mit Gemüse auf dem Rücken hatte, und ihre zitternden Glieder auf einen Stab stützte. Sie spannte alle ihre Kräfte an, um diesem wilden Heere auszuweichen, das größtentheils betrunken war, aber umsonst. Des einen Pferd stieß an ihren Korb, und warf das arme Weib um. Sogleich hielt ich mein Pferd an, und dreye von der Gesellschaft thaten es ebenfalls. Wir schrien: halt! halt! Aber Cronfeld rief: laßt die alte Hexe liegen ins T. Namen! und

die

die übrigen klatschten und wollten sich vor Lachen ausschütten.

Wir viere stiegen aber ab, und hoben das arme Weib auf. Es weinte, hatte aber, zum größten Glück, keinen weitern Schaden genommen, als sich die Nase blutig gefallen, und ihr Gemüse ausgeschüttet, welches die Pferde zertretten hatten. Jeder von uns gab ihr ein kleines Geschenk an Gelde, dann ritten wir langsam weiter.

Bis wir zur Stadt hinaus waren, verbarg ich meinen Unwillen. Kaum aber waren wir vor das Thor, so brach er aus.

Das ist doch, sagte ich, unverantwortlich, daß Leute, die sich verfeinerter Sitten, und eines verfeinerten Geschmacks rühmen, sich solche Ungezogenheiten erlauben, die man kaum dem niedrigsten Pöbel verzeiht.

Was willst du da für Aufhebens machen, antwortete der, der neben mir ritt. Das ist ja nur ein Bagatell. Und fieng nun an eine Menge noch größere Abscheulichkeiten zu erzählen, die man kaum unter Matrosen sucht.

Mir schaudert die Haut, wenn ich noch daran denke, und obschon diese Abscheulichkeiten nur dem Auswurfe der Akademien zur Last gelegt werden können, so ist es doch schon traurig, daß solcher Auswurf, der sehr leicht alles, was um ihn ist, ansteckt, sich auf Akademien befindet.

Wozu soll denn alle dieß moralisiren? sagte ein gewisser Helwitz, mit satyrischem Blicke. Alles das achtet der Bursche nicht. Die Moral, die ihr hier predigt, gehört für Philister; aber der Bursche setzt sich darüber hinaus. Die akademische Freiheit ist das größte Kleinod, über welches ein ächter Musensohn wachen muß. Denn wenn man uns diese nähme, was hätten wir denn vor andern jungen Leuten voraus? Daher erfordert der akademische Patriotismus, von Zeit zu Zeit einen Exces zu begehen, und sich so in seinen Freyheiten zu behaupten. Und was redet ihr da vom Anständigen und Unanständigen? Laßt unsere Landesregierungen darüber urtheilen! Und diese werden die Sache immer zu unserm Vortheile entscheiden. Die

Per-

Personen, die auf die wichtigsten Aemter im Staate Anspruch machen dürfen, die sind wir. Wir werden die Lehrer, die Aufklärer, die Gesetzgeber der Nation, wenn unsere burschikose Lebensart uns auch Gesundheit, Gewissen und Ehre geraubt hätte. Das erkennen unsere Väter des Vaterlands für Recht; warum wollt ihr jungen Männerchen denn von den kleinen Irregularitäten des Burschenlebens so vieles Aufheben machen?

Unter diesen Gesprächen kamen wir bey dem Dorfe an, wo wir uns, nach getrofner Verabredung, von Zelnicken trennen wollten. Wir waren so langsam geritten, daß Zelnick schon bey unserer Ankunft mit Abschiednehmen beschäftigt war. Er umarmte mich zärtlich, und versicherte mich von beständiger Fortdauer seiner Freundschaft.

So sehr ich dadurch gerührt war, so sehr befremdete es mich, daß Cronfeld auch Abschied nahm, ohnerachtet ich nicht das Geringste davon wußte, daß er von hier gehen würde. Ich bezeugte einigen andern meine Befremdung über

diesen unvermutheten Entschluß; die lachten aber, und sagten, ich sollte es nur gut seyn lassen, es wäre alles gar wohl überlegt worden.

Nachdem er alle umarmet hatte, taumelte er auch auf mich los, und sagte; nun lieber heiliger Carlsberg!

Es entstund ein allgemeines Gelächter; ich trat betreten zurück, und sagte: das kann ich nicht annehmen; ich habe nie auf den Ruhm eines Heiligen Anspruch gemacht, ich habe mich nur immer bestrebt, ein ehrlicher, rechtschafner, Mann zu seyn, und der bin ich.

C. Nu! nu Närrchen, wirst doch nicht auf einmal so grimmig werden? Lieber heiliger Carlsberg! (hier hieng er an meinem Halse) leb wohl, und bitte für mich armen Sünder.

J. Da müßte ich viel zu beten haben, wenn ich einem so armen, elenden, Sünder Verzeihung auswirken wollte.

Mit diesen Worten wandte ich mich unwillig um, gieng in das Wirthshaus, lies mir ein besonderes Zimmer geben, und bestellte mir Kaffee. Bey dem Wenden hörte ich, daß einige

Cron-

Cronfelden aufzuhetzen und zu bereden suchten, ich habe ihn tuschirt. Der war aber so betrunken, daß er keine Kraft mehr hatte, Händel anzufangen.

Sobald ich in das Zimmer trat, warf ich mich voller Verdruß auf den ersten Stuhl, den ich fand, und dachte nach über burschikoses Leben und Denken, wurde aber gar bald in meinen Gedanken durch ein Mädchen unterbrochen, die den bestellten Kaffee brachte. Bist du so allein, mein Schätzchen? sagte sie, als sie den Kaffee hinsetzte.

Diese unerwartete Dreustigkeit, von einem Mädchen, war mir so auffallend, daß ich auf einmal wieder zu mir selbst kam, und ihr, vielleicht freundlicher, als ich hätte thun sollen, antwortete: wie du siehst.

M. Hast mir gewiß Grillen.

J. Kann wohl seyn.

M. Soll ich sie dir etwa vertreiben? (hier hatte sie schon meine Hand gefaßt, und sah mich mit unbeschreiblich üppigem Blicke an.)

J. Das kanst Du doch nicht.

M. Wollen es versuchen. (Hier saß sie schon auf meinem Schooße, und streichelte mir sehr wollüstig die Backen.)

J. Ich war betäubt, faßte mich aber doch, und sagte dem Mädchen: du kömmst unrecht an.

M. Unrecht? Närrchen! was hast du von deinen Grillen? wirst ja nicht so böse seyn.

J. (Nahm meine Kräfte zusammen, sprang auf und stieß sie zurück.) Laß mich gehen, sagte ich, du kömmst unrecht an.

Mit diesen Worten lief ich nach der Thür, um mich zu entfernen. Diese Dirne war aber so frech, daß sie sich vor die Thür stellte, und sagte: so geschwinde kömmst du nicht fort. Da ich sie mit Gewalt zurückziehen wollte, fieng sie an mit mir zu ringen, und sagte: wollen doch einmal sehen, wer über den andern Herr wird.

Da ich in dieser Lage mein Lebtag noch nicht gewesen war, und itzo das erstemal darein gerieth, so war ich aus aller Fassung, und wußte gar nicht, was ich thun sollte. Das kürzeste Mittel wäre freylich gewesen, die Dirne bey

der Gurgel zu fassen und hinauszuwerfen. Ich weis aber nicht, ob es uns möglich ist, eine Weibesperson, die uns durch Bosheit und Grobheit nicht geradezu in Zorn gejagt hat, so zu behandeln. Wenigstens ich konnte es nicht.

Ich wand mich also los, legte mich ans Fenster, sammlete meine Gedanken so gut, als in der Geschwindigkeit möglich war, verwandelte meine unzeitige Freundlichkeit in Ernst, dann kehrte ich mich wieder zu ihr, und sagte: Hast du auch schon bedacht, was aus dir werden wird?

M. (Mit einem hellen Gelächter) und was denn?

J. Hast du auch schon bedacht, was aus dir werden wird?

M. (etwas erschrocken) Und was denn?

J. Hast du auch schon bedacht, was aus dir werden wird?

M. (ausser aller Fassung, mit niedergeschlagenen Augen) Ich weis gar nicht, was sie haben wollen. Was? was denn? was soll denn aus mir werden?

J. Sind nicht vor dir andere Mädchen in diesem Hause gewesen?

M. Freylich wohl.

J. Und hast du nicht gehört, was aus ihnen geworden ist?

M. (Schwieg und besah ihre Nägel.)

J. Ists nicht wahr, sie sind alle krank und elend aus diesem Hause gekommen? sind andern Menschen ein Scheusal geworden? haben in der schrecklichsten Schande ihr Leben beschliesen müssen?

M. (fieng an zu weinen.)

J. Und (in einem sehr ernsthaften Tone) du unglückliches Geschöpf kannst doch eine Lebensart wählen, die dich ganz gewiß in eben diesen Jammer stürzen wird? Kannst deinen jungen Leib so zu Grunde richten? Und hättest einen braven Mann bekommen, und Mutter von vielen Kindern werden können?

M. (Laut weinend) Wenn mir das wäre vor sechs Jahren gesagt worden — aber nun hilft doch alle das Reden nichts.

J.

J. Das hättest du ja aber vor sechs Jahren wissen sollen.

M. Hum! was hilft denn das Wissen, wenn man verführt wird. Ich bin so ein ehrliches Mädchen als eines gewesen, aber wie's so geht.

J. Und wie ist es denn gegangen?

M. Ich war erst achtzehn Jahr alt, da mir Vater und Mutter starben. Da nährte ich mich mit der Nähnadel, und verfertigte Kleidungsstücke für die Weibesleute und Kinder. Aber das Bischen Brod gönnte man mir nicht. Die Schneider verklagten mich deswegen, da wurde mir Scheere und Bügeleisen weggenommen, und mir bey fünf Thaler Strafe verboten keine Schneiderarbeit mehr zu treiben. Was sollte ich denn nun anfangen? Alle Arbeiten, die für die Weibsen gehören, haben ja die Männer an sich gerissen, und das, was ein Weibsen noch arbeiten kann, wird so erbärmlich bezahlt, daß man nicht das Salz daran hat. Da mußte ich mich halt vermiethen. Kam schön an, daß Gott im hohen Himmel erbarme! Mein Herr gieng mir

mir auf allen Tritten und Schritten nach, so lange bis er mich daran kriegte. Es währte nicht lange, da kam ich in andere Umstände. Da war es ihm angst; er dachte, die Frau möchte es erfahren, und docterte so lange an mir, bis daß er es abtrieb. Seine Frau mochte wohl merken, wie viel es geschlagen hatte, die warf mich aus dem Hause. Nun sagen sie mir einmal, was ich hätte thun sollen? Zu leben hatte ich nichts? zu verlieren hatte ich auch nichts mehr, Ehre und Gewissen war weg. Und wenn das weg ist, (hier schnipte sie mit dem Finger.) so hole der Henker alles Uebrige.

J. Bist du denn rasend? kannst du dich nicht noch bessern, und wenigstens deine Gesundheit retten.

M. Gesundheit, das Gott erbarme, damit hat sichs ausgerettet.

J. Du bist doch nicht angesteckt?

M. „Hum! lange schon.„

J. Angesteckt bist du? und hast mich verführen und auch anstecken wollen? Teufel von Mädchen!

M. Ho! Ho! nur nicht so hitzig? ich muß doch wohl etwas verdienen, daß ich mich kann curiren lassen.

J. Den Augenblick entferne dich, Bestie!

M. Behüte Gott! Wer wird denn so böse seyn. Geben Sie mir lieber etwas, daß ich mich kann curiren lassen.

J. Ich warf ihr unwillig einen Speciesthaler hin, den sie in die Hand nahm, und damit fortgieng. Sobald sie zur Thür hinaus war, hörte ich, daß sie eine männliche Stimme fragte: Nu? hast du so viel auf einmal verdient?

Durch alle diese Vorfälle kam ich in eine so schreckliche Unruhe, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich sank Gedankenlos auf meinen Stuhl und verabscheute den Menschen, der so weit sinken kann, daß er geradezu nach dem schrecklichen Abgrunde zugeht, den er vor sich sieht, und noch so rasend ist, daß er alles, was ihm nahe kommt, mit hinabziehen will. Voller Unwillen nahm ich meinen Hut und Degen, um nach Hause zu reuten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Fortgehen mußte ich vor der Stube vorbey, wo die übrigen Studenten versammlet waren. Die Thür war offen. Einer rief mir eine Unfläterey zu, dadurch er mir zu verstehen gab, daß ich mich mit jenem Scheusale vergangen hätte, und sein niedriger Scherz wurde mit einem lauten Gelächter aufgenommen.

Hier stieg meine Wuth aufs äusserste. Ich trat grimmig unter sie, und sagte: Wie? wie? was? was wollen sie damit sagen, meine Herren?

Sie lachten und sagten: weiter gar nichts, als daß unser heiliger Carlsberg eben so ein armer Sünder ist, als wir.

J. Also halten Sie mich doch wirklich für so einen schlechten Kerl, der mit so einer nichtswürdigen — —

St. Närrchen! Was machst du für Aufhebens von so einem Bagatell? bist ja unser Herr Schwager!

J. Unsere Begriffe von Ehre sind verschieden, meine Herren! Ich würde mich selbst mit der Faust vor die Stirn schlagen, und mich ver-

ab-

Bayerische Staatsbibliothek München

abscheuen, wenn ich jemals mich so vergessen sollte, daß ich mich in die Arme eines solchen scheußlichen Geschöpfs würfe. Das versichere ich bey meiner Ehre! (und schlug mit der Faust auf den Tisch.) Einer, der ein Renommist ist, und Hauer heist, trat hervor, stellte den Arm in die Seite, und fragte: weis der Monsieur wen er vor sich hat?

Ja, antwortete ich, das weis ich; und den erkläre ich hiermit für den schlechtesten Schurken, der mir nachredet, daß ich mit diesem Weibsbilde mich vergangen hätte.

Helwitz fiel mir um den Hals und suchte mich zu besänftigen, zwey andere hielten Hauern zurück; wir waren aber beyde so erbittert, daß alles Zureden zu spät war. Wir stießen die Vernünftigen von uns, rennten auf einander los; er schimpfte, ich schlug ihn ins Gesicht — und ehe ich mich besinnen konnte, hatten wir schon die Degen gezogen, und hieben, wie wüthend, auf einander los.

Mir bebt die Faust, da ich dies schreibe. Hauer bekam einen Hieb über den linken Backen;

er ward rasend, er schmizte meine linke Hand, ich drang noch wüthender auf ihn, versezte ihm einen Hieb über den Kopf, der ihn so betäubte, daß er sogleich den Degen sinken lies. Ich desarmirte ihn, und fragte: ob er genug habe?

Ha, Hund! sagte er, crepiren sollst du auf der Stelle!

Die Uebrigen waren aber so vernünftig, daß sie ihn zurückzogen, und ihm den Degen nahmen, und ich — ich sprengte fort.

Daß Sie mir darüber eine Strafpredigt halten werden, weis ich wohl, und daß ich sie verdient habe, weis ich auch. Aber noch bis itzo weis ich nicht, wie ich es anders hätte machen können.

Was wird Henriette dazu sagen? noch habe ich sie nicht wieder gesprochen. Ach Gott, was wird sie dazu sagen!

Carl.

Sechster Brief.

Der Oberste von Brav an Carln.

Holdersleben, den 1sten September.

Daß ich, mein lieber Carl, deine mir allezeit sehr lieben Briefe so lange unbeantwortet gelassen habe, das darfst du weder einer Nachläßigkeit, noch einem Kaltsinne zuschreiben. Ich bin seit ein paar Wochen gar ein elender Mann gewesen, und bin es noch. Mein altes Uebel, das Podagra, hat sich wieder eingefunden, und ich habe unaussprechlich viel daran ausstehen müssen. Ich glaube kaum, daß ein Missethäter auf der Folter so viel ausstehen muß. Mein ganzes Gut, meine redliche Frau, meine Bücher, alles, alles, was mir sonst angenehm war, machte mir kein Vergnügen mehr.

Was ist doch des Menschen Freude, wenn man es recht überlegt. Gar nichts ist sie. Ein einziger widriger Umstand kann sie uns alle

unschmackhaft machen. Mir kommt das menschliche Leben immer vor wie eine Mahlzeit, wo alle Gäste gut bewirthet werden, jeder seine Schüssel voll Suppe, Potage, Pastete und dergl. vor sich hat. Es ist alles gut zubereitet, nur daß in jeder Schüssel ein Büschlein Haare liegt, so daß während dem Genusse immer die Haare zwischen die Zähne kommen, und man immer gern den ganzen Mund voll ausspuckt, damit nur die Haare mit heraus kommen. Und wenn man auch bisweilen einen Bissen genießt, der ohne Haare ist, so verderbt doch immer das Andenken an die vorigen Haare, und die Besorgniß, neue Haare zu finden, den Appetit. Ach glaube mir, lieber Carl! jeder hat sein Haarbüschel. Die mehresten sind aber so fein, daß sie, wenn sie so etwas im Munde fühlen, die Hand vorhalten, es ganz in der Stille herausziehen, und unter den Tisch werfen.

Was mich anbetrift, so hat mir Gott so viel aufgeschüsselt, daß ich werth wäre, daß er mir alles wegnähme, wenn ich mich über ihn beklagen wollte. Mein Gut wird täglich blühen-

der,

der, meine Viehzucht bessert sich, meine Bauern nehmen zu an Gütern, an Verstand und Rechtschaffenheit, und ließen, wenn ich es verlangte, ihr Leben für mich; und was ich für eine vernünftige und rechtschaffene Frau habe, weißt du ja. Da sollte man nun meynen, ich müßte der glücklichste Mann seyn. Aber, ach! in der reichlichen Portion, die für mich angerichtet ist, liegen zwey große Haarbüschel: mein entnervter Sohn und mein Podagra, die mir jeden Bissen unschmakhaft machen.

Während den Qualen des Podagra habe ich oft meine Augen nach den Pistolen gerichtet, die über meinem Bette hiengen, und geglaubt, ob es nicht gut sey, durch einen kleinen Druk meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Und wäre nicht die Religion mein Trost gewesen, hätte mich nicht die Hofnung zu einer Erlösung von allem Uebel, und das Andenken an den liebevollen Vater, der auch bey unsern herbesten Schicksalen doch unser Bestes bewirkt, mich abgehalten, wer weis, was geschehen wäre.

Ich habe zwey Aerzte gehabt, die alle ihre Geschicklichkeit und Fleis angewendet haben, mir meine Gesundheit wieder zu verschaffen. Sie haben mich purgirt und klystirt, ich habe vomiren und schwitzen müssen; der Erfolg von allen diesen Operationen war, daß der Schmerz aus den Füßen in die Hände zog. Meine, ohnedieß schon krummen, Finger sind dadurch noch mehr gekrümmt worden, und der eine ist sogar aufgebrochen, und hat eine kalkartige Materie von sich gegeben. Du wirst es mir daher nicht vor übel nehmen, wenn dieser Brief etwas unleserlich geschrieben ist. Denn es wird mir zu schwer, die Feder zu halten. Und wenn ich mit dem Finger nur an das Dintefaß stosse, so möchte ich schon Zeter schreyen. Ich glaube ja wohl, daß nach einigen Tagen der Schmerz weg seyn wird. Aber curirt bin ich deswegen noch nicht. Ich werde in beständiger Furcht vor einem neuen Anfalle leben müssen, und jedes Glas Wein, jedes Stück Schinken, werde ich mit zitternder Hand nehmen, jedes Zuglüftchen wird mir Schauer erregen.

Was doch für Elend unter dem Monde ist! Aber was wundern wir uns darüber? Die Menschen bekümmern sich ja um alles mögliche mehr, als um Minderung ihres Elends und Beförderung ihrer wahren Glückseligkeit. Ich habe lernen sichere Feinde überfallen, Batterien ersteigen, Bagagewagen wegnehmen, Menschen todtschießen, nur nicht, wie ich meine Gesundheit erhalten soll. Seitdem ich mein Freykorps abgegeben habe, bin ich freylich klüger geworden, und habe mehr über mich und über die Verbesserung meines Zustands nachgedacht, und ihn wirklich gar sehr verbessert; aber wenn ich von Kindheit an dazu wäre angeführt worden — Gott! da wollte ich itzo ein anderer Mann seyn.

Und wir würden alle andere und glücklichere Menschen seyn, wenn wir uns mehr um uns und unser Glück und Elend bekümmerten.

Hätte z. E. der Grünauische Superintendent den Theodorus Mopsvesthenus, Theodorus Mopsvesthenus seyn lassen, und statt dessen die Schulen besucht, die Schüler beobachtet, und ein Mittel gegen die Selbstbefleckung erfunden,

wie viel Elend würde er verhindert haben. So aber wandelt er in der alten Welt, und läßt die gegenwärtige sich zu Grunde richten. Hätte er, anstatt die hebräischen Wurzeln zu studiren, die Wurzeln aufgesucht, die um Grünau wachsen, und ihre Kräfte erforscht, so hätte er vielleicht ein Mittel gegen das Podagra erfunden, und ich wäre glücklich durch ihn, und Tausende wären glücklich durch ihn, und wir alle fleheten für ihn Gottes Segen herab. Denn das Mittel gegen das Podagra, und Mittel gegen jede Art des körperlichen Leidens sind gewiß da; dieß feste Vertrauen habe ich zum Menschenvater: aber wir kennen sie nicht, wir treten sie mit Füssen und bemerken sie nicht. Ein Theil der Menschen beobachtet den Saturn, der andere studirt die hebräische Grammatik und Vokabel, der dritte den Talmud, der vierte die Pandekten, der fünfte stört unter Dokumenten und Antiken herum, der sechste präsentirt und putzt das Gewehr, der siebende kräuselt Haar, der achte macht Schuhe, der neunte liegt dem Geschäfte der Verdauung ob,

und so kann ich dir noch 99 Hunderttheile der Menschenfamilie herrechnen, die ihr ganzes Leben hindurch sich mit allerley beschäftigen, nur nicht mit dem, was mit Menschenglück unmittelbar zusammenhängt. Ists denn nun Wunder, wenn so vieles Elend in der Welt ist?

Ich habe deswegen gar eine herzliche Freude darüber, daß du dir ein eignes Geschäfte daraus machen willst, das menschliche Elend zu vermindern. Gott erhalte und stärke dich bey diesem Vorsatze! Kannst du gleich die Welt nicht umschaffen, so kannst du doch diesem etwas unterlegen, daß die Bürde, die er trägt, ihn weniger drückt, jenem ein paar Tropfen Erquickung in den herben Kelch fallen lassen, den er trinken muß, manchem kannst du seine Bürde ganz abnehmen. Und das wird dir Gott reichlich belohnen. Je geschickter du wirst, anderer Elend zu vermindern, desto weiser wirst du auch werden, deinem eignen abzuhelfen. Und der Anblick eines geretteten Elenden, der dich segnet, wird die beste Stärkung für dich in deinem eigenen Elende seyn. Von dem Lohne, der jenseits

seits des Grabes deiner wartet, will ich itzo gar nicht sagen.

Der gute Candidat Rollow hat mich sehr gedauert. Und, sobald ich die Geschichte seiner Hinrichtung las, fiel mir eine Stelle aus einer Predigt ein, die einmal der Feldprediger, Wenzel, hielt. Sie war über den Anfang des Evangelii Johannis. Und weil sie mir merkwürdig scheint, will ich dir doch das Vorzüglichste daraus abschreiben.

„In den Worten des Evangelisten ist etwas Geheimnisvolles. Ich will mich aber nicht darauf einlassen, weil ich es selbst nicht verstehe. Ich will nur anmerken, daß das, was Luther durch Wort übersetzt hat, auch Vernunft, Weisheit, Verstand heissen kann. So hat man es sonst immer verstanden, und geglaubt, in Jesu wäre die höchste Weisheit, der gesundeste, geradeste, Verstand gewesen. Und wahr mag diese Erklärung wohl seyn. Denn wenn ihr seine Reden und die Geschichte seiner Handlungen leset — ists nicht wahr, es leuchtet daraus immer Weisheit und Verstand hervor? Ihr

wer-

werdet, daß ich nur ein Exempel anführe, bemerken, daß er immer Seele, Leib und Zustand des Menschen von einander unterscheide, so wie zwischen dem Menschen, seinem Hause, und den Dingen, die um ihn sind, ein großer Unterschied ist. Und so wie der Mensch mehr ist, als sein Haus und das Schnitzwerk, was an demselben angebracht ist, so sagte Jesus auch, daß die Seele mehr wäre, als der Leib und der äußerliche Zustand, suchte geradezu diese zu bessern, und versicherte, wenn es mit dieser gut stünde, so würde es sich mit allem übrigen auch wohl geben. Trachtet, sagte er, am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen.

Solche Reden verursachten nun unter seinen Zeitgenossen großen Lärmen. Denn das muß ich euch sagen, daß die wenigsten Menschen das haben, was man gesunden Verstand nennt. Nicht als wenn der gütige Schöpfer ihnen denselben versagt hätte, denn Gott hat fast allen das Vermögen, die Wahrheit zu erkennen, oder gesunden Verstand, eben sowohl,

als ordentlich geformte Köpfe, gegeben. Aber, gleich wie manche Nationen ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe so lange drücken, bis sie spitzig werden, und glauben, die Kinder wären recht schön, wenn sie recht spitzige Köpfe hätten, so wird unser Verstand, gleich bey dem Eintritte auf die Welt, durch unsere Vorgesetzten, gelähmt und verschroben, und unsere Eltern und Lehrmeister glauben, wir wären recht klug, wenn wir recht albern sind. Ihr findet daher, wohin ihr seht, allenthalben Proben des menschlichen Unverstandes. Die Menschen wollen immer bessern, vollkommner, glücklicher machen, aber selten die Sache selbst, sondern immer nur das Kleid oder das Aeußerliche derselben, welches eben so thöricht ist, als wenn man einen Kranken wollte gesund machen, und in dieser Absicht auf seinen Hut einen Federbusch nähete.

Um den Gottesdienst zu verbessern, bekleiden sie Kanzeln und Altäre; wenn sie die Waisenhäuser bessern wollen, so lassen sie sie malen; und um des Vaterlands Wohl zu befördern,

lassen

lassen sie neue Häuser und Strassen bauen. Da nun aber der eigentliche Gottesdienst in dem Menschen selbst ist; das Waisenhaus aus der Gesellschaft von Waisen, die erzogen werden sollen: und das Vaterland aus unsern Landsleuten besteht: so sehet ihr wohl, daß alle diese Bemühungen, wenn sie nicht auf die Sachen selbst gehen, thöricht sind.

So waren nun die Zeitgenossen Jesu ebenfalls. Die Propheten tödteten sie, und ihre Gräber liessen sie malen; in sich selbst liessen sie Geiz, Hochmuth, Neid, Geilheit und andere häßliche Laster wachsen, aber ihre Hände und Becher hielten sie recht reinlich, und die Säume an ihren Kleidern machten sie recht breit; sie weiheten Gott nicht ihr Herz, wohl aber die Krausemünze, den Till und Kümmel, die sie in ihren Gärten baueten.

Wenn nun der gesunde, gerade, Verstand in der Person Jesu, auftrat, und unter solchen Leuten redete, so könnt ihr leicht denken, was da für Augen gemacht wurden, was für ein Lärmen entstund, wenn er sagte: wehe euch!

die

die ihr verzehntet die Münz, Till und Kümmel, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nemlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben; so wußten sie gar nicht, was der Mann haben wollte. Einige glaubten er sey verrückt, andere, der Teufel rede aus ihn, noch andere glaubten, er wäre ein Ketzer. Sie ruheten daher nicht eher, bis sie ihn hingerichtet hatten.

So wie es nun zu Jesu Zeiten gieng, so geht es noch heut zu Tage. Ob zwar gleich Niemand ist, der sich mit ihm vergleichen könnte, so wird doch hie und da ein Mensch sichtbar, der mit ihm einige Aehnlichkeit hat. So wie er, in Knechtsgestalt, so wandelt der gesunde Menschenverstand umher, ohne alles Geräusch. Bald zeigt er sich als ein unschuldiges Mädchen, bald als ein unverdorbner Jüngling; einmal als ein ehrlicher Landmann, das andere mal als ein braver Bürger. So bald er sich aber sehen läßt, so entsteht eben so ein Geschrey, wie unter den Vögeln, wenn sie einen Nachtvogel erblicken. Und spricht er gar laut — nun so erbar-

me

me sich Gott seiner; man wird nicht eher ruhen, bis man ihn zum Thoren oder Ketzer gemacht, und aus der Gesellschaft ausgestossen hat.

Bemühet euch also, M. L. euren verschrobnen Verstand, durch fleißiges Lesen der Reden Jesu, wieder zurechte zu bringen, und ihr werdet euch dabey sehr wohl befinden. Glaubt aber ja nicht, dadurch Belohnung und Beyfall vor Menschen zu erhalten, sondern denkt vielmehr an Jesu Worte: Wer mein Jünger seyn will, der nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach!

Zu seiner Zeit wird Gott sich unser erbarmen, und dem Verstande Sieg über die Thorheit verleihen, so, daß Jesus Alles in Allen werde. Amen! Hilf uns dazu, Jesu, unser Erlöser! Amen. „

Du wirst wohl selbst fühlen, wie viel Wahres in dieser Behauptung enthalten sey, und wenn du dich umsiehest, wie es in der Welt hergeht, so wirst du allenthalben die Bestätigung davon finden. Man hält sich, fast in allem was man thut, nur bey Nebendingen auf, und

die Hauptsache wird vernachläßigt. Die Beförderer der menschlichen Glückseligkeit lassen insgemein den Menschen wie er ist, und verbessern seinen Zustand. Die Lehrer der Religion verkennen den Geist derselben, und lernen Dogmatik, Hebräisch und Kirchengeschichte. Und wenn Jemand sich zeigt, der das mißbilligt, und die Sachen selbst gebessert wissen will, so hebt sich die Verfolgung an, die sich oft so traurig, wie die Geschichte des guten Rollow, endigt. Wie lange das noch so fortgehen soll, daß der gesunde Menschenverstand immer als ein fremdes Thier angegaft, und auf ihm Jagd gemacht wird, weis ich nicht. Das feste Vertrauen habe ich aber zu Gott, daß er zu seiner Zeit — oh Weh!

Lieber Vetter Carl!

Mein armer Mann hat während dem Schreiben wieder so einen schrecklichen Anfall vom Chiragra bekommen, daß er die Feder hat fallen lassen, und sich zu Bette legen müssen. Du glaubst nicht, wie viel ich seit vierzehn Tagen

habe leiden müssen. Den Menschen, der mir unter allen Erdbewohnern der Liebste ist, vor mir unter Höllenqualen müssen liegen sehen, ohne ihm helfen zu können, das ist ein schrecklicher Zustand! Ich bin seit dieser Zeit in kein Bette gekommen, und dabey so kraftlos geworden, daß mich meine Knie nicht mehr tragen wollen. Ich habe mich zeither oft mit Wehmuth an den Vers erinnert:

Es ist hier nur ein Thränenthal,
Angst, Noth und Trübsal, überall.

Wahr mag es wohl seyn. Denn wenn ich nun von meinem Manne auf meinen Sohn sehe, so möchte ich gar versinken. Was macht er denn? Du schreibst ja gar nichts von ihm. Thue es doch. Denn aus seinen Briefen kann man nicht klug werden.

Mein Mann ruft, ich muß schließen. Stets bin ich

Deine

Freundin,

Wilhelmine von Brav.

Siebender Brief.

Der Amtsschreiber Helwing an den Obersten von Brav.

Koldingen, den 1sten Sept.

Hochwohlgebohrner Herr Oberster!
Gnädiger Herr!

Ew. Gnaden nehmen nicht ungnädig, daß ich an Dieselben zu schreiben wage. Es hat nämlich, wie ich von meinem Schwager, dem Diak. Rollow, erfahren habe, Dero Herr Neveu, der Herr von Carlsberg, eine ehrliche Absicht auf meine Tochter Henrietten. Ob ich es nun schon für ein grosses Fortun halte, mit so einem vornehmen Hause in Verbindung zu kommen, alldieweil solche hohe und vornehme Anverwandte leicht zu meiner anderweitigen Versorgung beförderlich seyn könnten, auch gar kein Zweifel ist, daß meine Tochter bey Dero Herrn Neveu Brod und Ehre finden werde; demnach aber

aber schon ein anderweitiger Antrag vom Herrn Hofrath Grimlein in puncto matrimonii ihrentwegen an mich geschehen ist, ich auch seinem Petito zu deferiren nicht abgeneigt bin, da er mir zu der, mit einer erklecklichen Einnahme verbundenen, Amtmannsstelle zu helfen versprochen hat, die ich, in Hinsicht auf meine dürftige Einnahme, die sich, Fixum und Sporteln zusammen gerechnet, auf höchstens 150 Rthlr. Sächsischer Währung belaufen möchte, herzlich wünsche: als wollte Ew. Gnaden unterthänig ersucht haben, Dero Herrn Neveu anzurathen, von seinen Absichten auf meine Tochter abzustehen, und darauf gänzlich Verzicht zu thun.

Es sind zwar an Seiten meiner viele und mancherley Versuche gemacht worden, meine, in vielerley Rücksicht preshaften, Umstände zu melioriren, namentlich habe ich eine Sammlung der wichtigsten, im Amte Koldingen ab Anno 1555 geführten, Processe, die ohngefähr 12 Alphabete betragen möchte, ingleichen Lebensbeschreibungen aller Amtleute in Koldingen, von Gründung des Amts bis auf den heutigen Tag,

item eine Bibliothek für Amtsschreiber, in welcher ich vorzüglich die Bücher, die sich in meiner Sammlung befinden, beschrieben habe, verfertigt, und solche Werke den Buchhändlern angeboten, in Hofnung, damit etwas Erkleckliches zu gewinnen; auch habe ich mich entschlossen, eine Bibliothek der Bibliotheken zu schreiben, und in dieselbe alles Merkwürdige, was in allen Bibliotheken, die itzo geschrieben werden, vorkommt, aufzunehmen. Nachdem ich aber bis itzo keinen Verleger zu diesen Werken habe bekommen können, auch nicht Hofnung habe, dergleichen zu bekommen, weil keiner Muth genug hat, auf solche voluminöse Werke zu entriren, als habe ich von sothanem meinem Vorhaben abstehen, und meine Hofnung allein auf den Herrn Hofrath Grimlein setzen müssen.

Wollten inzwischen Ew. Gnaden die Gnade haben, mir ein Darlehn von etlichen Hundert Thalern, gegen landübliche Interessen, vorzustrecken, und mich auf diese Art in den Stand setzen, meine Werke auf eigne Kosten zu drucken, und sie demnach der Buchhandlung

der Gelehrten zur Vertreibung zu übergeben, durch welchen Weg ich mir leicht eine jährliche Einnahme von 2000 Reichsthaler Sächsischer Währung verschaffen könnte, angesehen diese Handlung durch ganz Deutschland, Schweden, Dännemark, Pohlen, Rusland, Preussen, Holland und Amerika, ihre Waare verführt: als wäre ich nicht abgeneigt, den, von Dero Herrn Neveu eines theils proponirten, und von meiner Tochter, Henrietten, andern theils acceptirten, Antrag, de matrimonio contrahendo, zu ratihabiren, und consensum paternum nicht länger vorzuenthalten.

In Erwartung einer baldigen gnädigen Resolution, verharre allstets

Wohlgebohrner Herr Oberster!
Gnädiger Herr!
Ew. Gnaden!

unterthäniger Diener
Hellwing,
Not. Publ. Caes.

Achter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Grünau, den 1sten Sept.

Ihr Brief, liebster Herr Vetter, hat mir einen sehr traurigen Tag gemacht. Ich habe mich ganz in Ihre und Ihrer lieben Frau Lage hineingedacht, und Ihnen gleichsam nachgelitten, was Sie leiden: Ach Gott! Wenn ich doch nur im Stande wäre zu helfen! Wenn ich doch nur einen Tropfen Erquickung in den herben Kelch fallen lassen könnte, den Sie itzo trinken müssen. Ach, bester Vetter! Es ist eine ganz besondere Art des Elendes, wenn man Leidende sehen muß, Drang bey sich fühlt ihnen zu helfen, und doch Hülfe zu leisten zu schwach ist. Und ich kann es nicht leugnen, daß es mir bisweilen vorkommt, als wenn jedem sein Maaß voll Elend zugemessen wäre, das er verschlucken

müsse, er mag sich auch anstellen wie er will. Ich glaubte, allem Elende entgangen zu seyn, da ich anfieng des Wohlthuns Freuden zu schmecken, aber nun sehe ich, daß ich mir eine neue Elendsquelle geöfnet habe. Aller Leidenden Schmerz fühle ich, wie meinen eignen, will helfen, kann nicht, und habe dabey keine frohe Stunde. Denke ich an Ihren Zustand, so sinkt mir mein Muth, denke ich an Ihren Sohn, an die Rübnerin, an Rollows Braut, an Henrietten, an mich selbst, so sehe ich nichts als Leiden und kein Vermögen zu helfen.

Doch sey stark, Carlsberg! thue was du kannst! das Bewußtseyn, gethan zu haben, was du kannst, wird dir große Erquickung verschaffen. Und solltest du auch ums Wohlthuns willen leiden, nun so sey es, so leidest du doch als ein Christ, und das ist doch immer besser, als wenn du, um Missethat willen, als ein Schurke, leidest.

Das einzige Tröpfchen Erquickung, das ich Ihnen, mein zweyter Vater, vor dießmal schicken kann, ist die Versicherung, daß sich die Umstände Ihres Sohns bessern. Der Arzt hat mir

versichert, daß seine Kräfte zunehmen, und ich habe guten Grund zu glauben, daß er seine Sünde, seitdem er bey mir ist, nicht wiederholet hat. Ich thue ihm von Zeit zu Zeit deswegen Vorstellungen und beobachte ihn sehr genau. Nur ist er noch immer zu sehr in sich selbst geschlossen, tiefsinnig, furchtsam, und beweist eine Abneigung gegen alles Frauenzimmer. Ich habe ihn schon zweymal mit zu Henrietten nehmen wollen, aber mit alle, meinen Zureden habe ich es dahin nicht bringen können.

Die Menzerin, dieses unglückliche Mädchen, ist gestern durch die Prinzeßin Philippine abgeholt worden. Ihre Mutter hatte die Prinzeßin mit erziehen helfen, und diese, sobald sie der Tochter Leiden erfahren hatte, entschloß sich, wie sie sagte, aus Dankbarkeit gegen die Mutter, sie zu sich als Gesellschafterin zu nehmen. Sie kam selbst mit ihrer Kutsche vor ihr Haus gefahren, und, ohne Vorstellung anzunehmen, nöthigte sie sie mit ihr an den Hof zu gehen. Der Diak. Rollow ist damit sehr unzufrieden, und prophezeyht ihr nichts Gutes. Er meynt,

der

der Sprung, vom Grabe des Geliebten bis zum Hofe, sey zu groß, als daß er ohne Fall abgehen könne. Die betrübtesten Wittwen würden die größten Buhlerinnen, wenn der Uebergang vom Trauern zum Lachen zu schnell geschähe. Die Sache ist nun aber einmal geschehen, und läßt sich nicht ändern.

Wegen der Rübnerin bin ich auch in großen Sorgen. Sie lebt zwar eingezogen, nährt sich und ihr Kind redlich, hat auch das heil. Abendmahl genossen, nachdem sie mit zwey Thalern, die ich ihr geschenkt habe, die Kirchenbuße bezahlt hat. (Es ist doch ein närrisches Ding mit der Kirchenbuße! die Verläumder, Betrüger, Armenschinder, Wucherer, Ehebrecher, Hurer, Selbstbeflecker, und jeder Auswurf der Menschheit, kommt ungehindert zur Mahlzeit Jesu; nur die gefallenen Weibspersonen sind davon ausgeschlossen. Das ist nicht Jesu Ordnung; das ist des Teufels Ordnung! Verzeihen Sie mir, daß ich so heftig bin! Ich habe vor Zorn über diesen Pharisäismus meine Feder zerstampft.) Aber das Mädchen geht mir itzo so

keck

keck und rasch, die Augen funkeln so lebhaft, die Musensöhne sind auf sie so aufmerksam, daß ich gar nichts Gutes vermuthe. Nach der Kenntniß, die ich von der menschlichen Natur habe, ist ein Mädchen unter den Umständen, in denen sich die Rübnerin befindet, wenn sie von jungen Mannspersonen gereizt wird, ohne Rettung verlohren. Haben Sie denn kein Pläzchen und etwas Arbeit für sie auf Ihrem Gute? Wenn Sie es haben, so versagen Sie es ihr doch ja nicht. Sie entreissen damit auf einmal drey Personen, das Mädchen, ihren Geliebten und ihr Kind, dem Elende, und mir verschaffen Sie die unaussprechliche Freude, zu wissen, daß ich zur Glückseligkeit dieser drey Leute etwas beygetragen habe.

Diese Erquickung ist mir desto nöthiger, da mein Zustand wieder sehr traurig ist. Noch ist keine Nachricht von meiner Mutter eingelaufen, und Henriettens Vater will seine Einwilligung zur Verbindung mit seiner Tochter auch noch nicht geben. Auf Morgen ist sie, nebst der Rollowschen Familie, zum Hofrath gebeten.

Das wird ein schwarzer Tag für mich seyn. In Grünau werde ich ihn nicht aushalten können. Alsdenn geht sie wieder nach Koldingen, und wissen Sie wohl warum? Weil sie das Abendmahl genießen will. Ich fragte sie, ob sie es nicht eben so wohl in Grünau genießen könnte? sie gab mir aber zur Antwort, dieß sey unmöglich, weil sie mit ihrer Kleidung nicht bestehen könne. Da ich ihr zur Privatcommunion rieth, fiel mir der Diakonus in die Rede, und sagte: „Privatcommunion ist keine Communion. Wir halten ein Abendmahl, ohne dabey zu essen und zu trinken; wollen wir auch eine Versammlung anstellen, ohne Gesellschaft? Diese heilige Mahlzeit muß mit der möglichsten Feyerlichkeit gehalten werden. Wenn wir ihr diese nicht verschaffen können, so wollen wir doch wenigstens den Schatten von Feyerlichkeit, den sie noch hat, beybehalten. Sie werden vielleicht sagen, das Mädchen könne sich über das Vorurtheil wegsetzen, und in ihrer gewöhnlichen Kleidung erscheinen: das geht aber gar nicht an. Die ganze Gemeine würde auf

sie sehen und urtheilen, und die Schaam, dem Urtheile einer ganzen Gemeine ausgesetzt zu seyn, würde alle Andacht verhindern.„

Dieß verursachte wieder eine lange Unterredung über das Abendmahl, bey welcher der Diakonus alle Gelassenheit verlohr, und sagte: „Es ist schändlich, himmelschreiend, wie diese Mahlzeit entweihet wird. Man macht diese Handlung, die der große Menschenfreund stiftete, um dabey Dankbarkeit, Ergebung in Gottes Willen, Demuth, Bruderliebe zu erlernen, zu einer Gelegenheit, seinen Putz und Eitelkeit und Thorheit zu zeigen, und verhindert dadurch die Armen und Elenden daran öffentlich Theil zu nehmen.„

„Wenn einmal Jesus Christus selbst wieder kommen und das Abendmahl halten, wenn der göttliche Mann, mit seiner simpeln Kleidung, mit seinem Gesichte voll hoher Einfalt, mit seinem Blicke, der ins Herz schauet, und nach nichts fragt, als nach innerm Werthe, wenn dieser Mann, der, ehe er das erste Abendmahl austheilte, einen Schurz umthat,

seinen Jüngern die Füße wusch, und sagte: ein Beyspiel habe ich euch gelassen, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe, wenn dieser eine Gesellschaft Leute an seiner Tafel speisen sollte, die nichts im Kopfe hätten, als seidne Strümpfe, Steinschnallen, Haarbeutel, Aigretten, Poschen und Schlepkleider, deren ganze Aufmerksamkeit itzo darauf gienge, den ersten Platz zu bekommen, und ihre Locken und seidnen Strümpfe vor Verletzung zu bewahren, was das wohl für ein Contrast seyn möchte; wenn er nach Brod fragte, und man brächte ihm Oblaten, wenn er Wein verlangte, und man brächte ihm ein Fläschchen voll Essig mit Syrup vermischt, ich glaube, er würde unwillig sich wegwenden, und sagen: ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!„

Meine Schlägerey reuet mich je länger je mehr. Ich fühle mich recht in meinem Nichts, wenn ich daran denke, daß ich mich mit einem Nichtswürdigen, den ich hätte verachten sollen, herum hieb, und mich so der

Gefahr aussetzte, entweder zu ermorden, oder ermordet zu werden. Wenn ich ihn nun ermordet hätte, meinen Gegner, wie elend wäre ich itzo! Alle meine Lebensfreuden wären unwiederbringlich dahin. Ich glaubte, durch meine Bravour mich gegen allen Verdacht zu schützen, als wenn ich mit dem lüderlichen Weibsbilde mich vergangen hätte, aber auch diese Absicht habe ich nicht erreicht. Man spricht davon allenthalben, wie von einer bekannten Sache. Wenn nun so etwas zu Henriettens Ohren käme! Herr Vetter, ich bitte Sie! wenn so etwas zu Henriettens Ohren käme! können Sie sich in Ansehung meiner ein größeres Unglück denken? Ich besorge auch, daß meine Schlägerey auskommen wird. Dann werde ich gewiß relegirt, weil ich ausgeschlagen habe. Das möchte nun immer seyn. Denn Grünau und ich sind so genau nicht verbunden, daß die Trennung mir nur eine Thräne kosten dürfte. Wenn man doch nur Henrietten auch mit relegirte, und ich könnte sie mit mir auf mein Guth nehmen! Aber ach, das ist mir

noch immer weiter nichts, als ein süßer Traum. Ich bin stets

Ihr

Carl.

Neunter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Grünau, den 8. Sept.

Lieber Herr Vetter!

Da ich gestern aufstund, nahm ich mir vor, für Henrietten einen Hut und Federbusch zu kaufen, mit dem sie zum Hofrathe gehen könnte. Warum ich dieß that, weis ich selbst nicht. Es war mir aber so, als wenn es gut wäre, ihr etwas mit zu dem verdrüßlichen Besuche zu geben, wobey sie sich meiner und meiner Liebe erinnern könnte.

Ich gieng also noch Vormittags zu dem Kaufmann, bey dem ich solche Hüte, wie ich wünschte, gesehen hatte, und fand an ihm einen sehr sonderbaren Mann. Er stund, da ich kam, im Schlafrocke, mit einer weissen Mütze, und einer langen Tobakspfeife, in seinem Laden. Ich bot ihm sehr freundlich einen guten Morgen; er schob aber die Mütze nur um ein paar Zoll in die Höhe, dann wieder zurück, und sagte: guten Morgen!

J. Kann ich nicht bey Ihnen feine Dameshüte haben?

K. (sahe gerade vor sich, zog den Mund voll Tobaksrauch, blies ihn aus, und — antwortete kein Wort.)

J. Ich weis nicht, ob Sie mich verstanden haben? Ich frage, ob ich feine Dameshüte bey Ihnen haben kann.

K. (veränderte seine Lage um kein Haar, nur daß er den Mund noch etwas mehr voll Tobaksdampf zog.)

J. Wollen Sie mich denn keiner Antwort würdigen? Ich will Hüte bey Ihnen kaufen.

K. Hat der Herr Geld?

J. Was das das für eine Frage ist!

Wenn

Wenn ich kaufen will, so muß ich doch wohl Geld haben.

K. Das ist die Folge noch gar nicht: wenn ich freylich mit Bauern, Schustern, Schneidern und Leinewebern handele, die kaufen nicht eher, bis sie Geld haben; aber wenn Studenten bey mir kaufen wollen, da ist es eine ganz andere Sache.

J. Mein Herr! Sie sprechen aus einem sehr beleidigenden Tone: glauben Sie denn, daß ein Student ein Schelm ist?

K. Behüte Gott! das will ich nicht sagen. Sie kaufen zwar ohne Geld, und versetzen die Waare, und verspielen das Geld, das sie dafür bekommen, und betrügen die Kaufleute; aber deswegen sind es keine Schelme. Behüte Gott! das will ich nicht gesagt haben. Das thun ja gar feine Leute, und sind deswegen doch keine Schelme.

J. Aber, mein Herr, was wollen Sie mit allen diesen Anzüglichkeiten?

K. Gar nichts, als baar Geld.

J. Hier ist Geld! (indem ich die Börse auf den Tisch warf.)

K. Ergebner Diener! Von welcher Sorte Hüte befehlen Sie?

J. Hier von dieser, die die rauche Kante haben. Wie hoch kommt das Stück?

K. Drey Thaler!

J. Und davon geht gar nichts ab?

K. Noch acht Groschen. Weil ich sehe, daß ich es mit einem ehrlichen Manne zu thun habe.

Ich bezahlte den Hut, und noch ein paar Federn auf denselben. Dann fragte ich noch einmal: aber darf ich denn nicht wissen, warum Sie so sehr gegen die Studenten aufgebracht sind?

K. Das dürfen Sie mir nicht verdenken, mein Herr. Ich habe mir es mein Lebelang sauer werden lassen, und arbeite, um als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Und wenn ich das Jahr lang gearbeitet habe, habe von aller Welt Ende Waaren zusammen gebracht, Spesen und Fracht bezahlt, und ich will zur Messe zusammenrechnen, ja da ist die Waare fort, die Casse leer, und das Geld,

das ich mit zur Messe bringen sollte, steht im Contobuche. Da ist vorige Woche wieder der Herr von Cronfeld fortgegangen, und ist mit 150 Reichsthalern im Reste geblieben; wahrhaftig, mit 150 Reichsthalern. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben einen Heller von ihm bekommen werde. Und solcher saubern Herren kann ich Ihnen zu halben Hunderten aufzeigen. Welcher ehrliche Mann will das aushalten?

J. Aber wenn Sie das wissen, warum borgen Sie denn den Studenten?

K. Ich habe es wohl thun müssen, wenn ich meine Fenster ganz behalten wollte. Seyn Sie unbesorgt, wird nicht wieder geschehen. Kolbert (dieß ist sein Name) ist kein Narr, daß er vom Morgen bis zum Abend für andere arbeiten soll. Nein, das thut Kolbert nicht. Lieber will ich meinen Laden zuschließen, und zum Fenster heraussehn.

J. Aber Sie dürfen doch nichr geradezu von allen Studenten so urtheilen.

K. Je nu, ich will nicht urtheilen, aber borgen thue ich keinem einen Kreuzer wieder. So wahr Gott lebt! keinen Kreuzer. Da wollen die Herren immer den großen Herrn spielen, wollen ausreuten, Bälle geben, Schlittenfahrten anstellen, und Präsente an Frauenzimmer machen: der Kaufmann soll die Waare liefern, und wenn es an ein Bezahlen gehen soll, ja da siehe du Kaufmann zu, wie du zu deinem Gelde kommst. Ehe man sichs versieht, so sind sie zum Tempel hinaus. Mein Herr, wenn Sie mein Contobuch sehen sollten, Sie würden erstaunen. Ich habe es erst heute durchgegangen. Da steht ein Herr von N. mit 150 Rthlr., dort ein Herr von L. mit 200 Rthlr., hier ein Herr G. mit 500 Rthlr., da ein Herr Z. mit 600 Rthlr. Mein Name ist ein Schelm, wenn ich nicht 8000 Reichsthaler heute zusammen gezogen habe, die so gut als verlohren sind. Und wenn Sie mir für alle diese Forderungen fünf hundert Reichsthaler bieten, so cedire ich Sie ihnen, so wahr ich Kolbert heisse.

J. Das wäre auch zu arg.

K. Zweifeln Sie daran? so kommen Sie mit in meine Stube. Ich will Ihnen mein Buch aufschlagen.

Er machte die Stubenthür auf, verschloß sie aber gleich wieder, und sagte: Verzeihen Sie mir, ich kann Sie nicht mit in meine Stube führen, meine Frau ist drinne.

J. Nu schadet denn das was? ist Ihre liebe Frau vielleicht krank?

K. Ja wenn sie krank wäre, wollte ich Sie wohl hereinführen. So aber ist sie gesund, und deswegen ists besser, daß wir hier im Laden unsere Sachen mit einander abmachen.

J. Was wollen Sie damit sagen?

K. Gar nichts, als daß es besser ist, daß wir hier unsre Sache mit einander abmachen.

J. Das kann ja wohl geschehen. Aber wissen möchte ich es doch, warum Sie mich zur kranken, aber nicht zur gesunden Frau führen wollen?

K. Ja, lieber Herr! ich habe in meinem Ehestandskatechismus ein Kapitel, das heißt:

Verstatte keinem Studenten Umgang mit deiner Frau!

J. Ein sonderbares Kapitel! und wer hat denn diesen Katechismus gemacht.

K. Ich selbst. Denn Sie Herren suchen ja ihre Ehre darinne, die Weiber zu verführen, und sehen es als einen Theil der feinen burschikosen Lebensart an, den Philistern Hörner aufzusetzen. Zum Henker! Wer will denn solche Leute in sein Haus lassen? bey Ihnen muß ja ein jeder ehrlicher Mann in Sorgen stehen, Hahnrey zu werden.

J. Da müssen Sie aber eine sehr schlechte Meynung von Ihrer Frau haben.

J. Je nu. — Wenn ich mich gleich auf die Ehrlichkeit meiner Frau verlassen kann, so kann ichs doch nicht verwehren, daß sie nicht da und dort von den rendez-vous und den heimlichen Unterredungen sprechen, die Sie mit meiner Frau wollen gehabt haben, wenn nur ein entfernter Schein dazu da ist, und so die Stadt glaubend machen, sie hätten mich wirklich zum Hahnrey gemacht.

J. Sie gehen zu weit, Herr Kolbert. Daß es unter den Studenten schlechte Leute giebt, das weis ich wohl. Aber giebts die nicht unter allen Klassen der Menschen?

K. Das habe ich ja noch gar nicht geleugnet. Wir sind alle arme Sünder. Und es giebt schlechte Leute unter den Kaufleuten, unter den Geistlichen und Handwerksleuten. Nur das ist der Unterschied: in andern Ständen ists Schande, ein schlechter Mensch zu seyn, bey Ihnen ists Ehre.

J. Herr! reden Sie nicht zu viel! Wissen Sie, daß ich auch ein Student bin!

K. Da kann ich nicht vor. Aber wahr ists doch. Wenn einer durch Lamentiren und Versprechungen den Kaufmann dahin bringt, daß er ihm Credit giebt, und die Waaren verabfolgen läßt, die ihm sein baares Geld kosten, läßt sich halbe Jahre vom Traiteur füttern, läßt Professor, Schuster und Schneider für sich arbeiten, und weist sie mit der Zahlung immer von einer Zeit zur andern; am Ende geht er zum Thore hinaus, und läßt den armen Leu-

ten das Nachsehen: das ist doch wohl ein schlechter Kerl?

J. Das versteht sich.

K. Und wenn eine Gesellschaft zusammen ist, um eine Pfeife Toback zu rauchen, oder ein Glas Wein zu trinken, und sich eine vergnügte Stunde zu machen, deren man so auf der Welt wenige hat, und kommt da einer, der Stänkereyen anfängt, und einen nach den andern touchirt, und jeden, der sich darüber aufhält, hinter die Ohren schlägt: das ist doch wohl ein schlechter Kerl?

J. Nothwendig.

K. Und wenn einer eines ehrlichen Mannes Frau verführt, oder seine Tochter schändet, und so mit einem male durch seine Wollüste eine Familie um ihr bischen Lebensfreuden bringt: das ist doch wohl ein schlechter Kerl?

J. Das bedarf keines Beweises.

K. Aber das ist ja bey ihnen Ehre, ein so schlechter Kerl zu seyn. Da ist der Cronfeld. Der hat die halbe Stadt betrogen. Und wer macht denn was draus? Wo Studenten zusammen

men sind, da reden sie davon, wie von einer edlen That, und haben ihre Freude daran, daß er es so pfiffig angefangen hat. Da ist der Hauer, der turbirt alle Leute: kommt er in bürgerliche Gesellschaften, so spricht er von Philistern, und ist er unter Studenten, so spricht er von Füchsen. Ist er nicht dem ohngeachtet der Angesehenste? ist er nicht bey allen Feyerlichkeiten der Anführer? Und daß es bey Ihnen Ehre sey, ein Hurer und Ehebrecher zu seyn — je, das werden Sie ja nicht leugnen! Sie singen ja öffentlich, in Gasthöfen und auf den Straßen, Loblieder auf die Hurerey und den Ehebruch, und Spottlieder auf Keuschheit und Ehestand.

J. Was nun das letztere betrift, so möchte dieser Vorwurf andere Stände wohl so gut, als die Studenten, treffen. Denn ich habe ähnliche Lieder auch in andern Gesellschaften singen hören, welches ich freylich nicht billige.

K. Kann wohl seyn! Aber wer hat denn alle Hurenlieder gemacht? ists nicht wahr, Stu-

denten, oder solche, die Studenten gewesen sind!

J. Freund! Sie sagen mir viel bittere Wahrheiten. Seyn Sie aber versichert, daß es unter den Studenten viel redliche, edeldenkende, brave Leute giebt, die gewiß alle diese Vorwürfe gar nicht treffen.

K. Kann wohl seyn. Es wäre auch nicht gut, wenn sie alle schlechte Leute wären.

J. Und daß ich alle solche schlechte, niederträchtige Handlungen von ganzem Herzen verabscheue, darauf können Sie sich verlassen.

K. Hum! hum! ich sahe Sie doch auch Cronfelden begleiten.

J. Und was folgt daraus?

K. So müssen Sie doch auch um seine Spitzbübereyen gewußt haben?

J. Nicht zu voreilig geschlossen, Herr Kolbert! Ich habe eigentlich nicht Cronfelden, sondern Zelniken begleitet. Und ich habe nicht eher gewußt, daß Cronfeld abgeht, bis er Abschied nahm. Das versichere ich Ihnen bey meiner Ehre.

K.

K. So vergeben Sie mir, daß ich so heftig gesprochen habe. Wenn Sie meine Umstände wissen sollten, Herr von Carlsberg! Wenn Sie wissen sollten, wo mich der Schuh drückt, so würden Sie mir es gewiß vergeben, wenn mir bisweilen ein hartes Wort entfahren ist.

J. Ich weiß schon genug, um Sie zu entschuldigen, armer Mann!

K. Sie wissen noch lange, lange nicht alles. Sprechen Sie mit mir in meine Stube, da will ich Ihnen alles erzählen.

Ich gieng mit hinein, wo mich seine Frau, die sehr viel Einnehmendes hatte, empfieng. Aber ihr Blick war sehr trübe und melancholisch.

K. Ja, lieber Herr von Carlsberg, es steht manchem nicht an die Stirn geschrieben wie es in seinem Herzen aussieht! Ich bin nun so ein vierzig Jahr mit durch die Welt gelaufen, und habe mir es recht sauer werden lassen, um ein Stück Brod zu finden, und einen ehrlichen Namen zu behalten. Ich habe auch, legen Sie mir es nicht als Ruhmredigkeit aus, daß ich

so

so etwas sage, ich habe etwas Rechtschaffenes gelernet, ich schreibe meinen englischen und französischen Brief, verstehe die kaufmännische Rechnung aus dem Fundamente, und wenn es auf Rafinement ankommt, und auf die Speculation, da bin ich gewiß der erste. Gehen Sie alle Kaufleute durch, die in Grünau sind, und zeigen Sie mir einen, der so viele Geschäfte gemacht hat, als Kolbert. Ich habe in den größten Häusern Credit gehabt. Und wenn ich aus manchem Hause vor zehntausend Thaler Waare haben wollte, so kostete es mich nur einen Brief. Ich habe aber auch immer, auf den Tag, auf die Stunde, mit der Bezahlung eingehalten. Und nun, da ich alles das gethan habe, wissen Sie wohl, wie es mir am Ende geht? bonis muß ich cediren, so wahr Gott lebt! bonis muß ich cediren. (Er verbarg sein Gesicht hinter das Schnupftuch, und weinte, seine Frau that ein gleiches.)

J. Sollte denn ihre Sache wirklich so schlimm stehen? Sollte denn gar kein Rath mehr zu finden seyn?

K. Ich weis in meinem Leibe keinen Rath mehr, die Michaelsmesse ist vor der Thür, 14000 Rthlr. wenigstens muß ich zahlen, und wenn ich alle meine Cassen auskehre, und alle meine Taschen ausschütte, so bringe ich keine 500 Reichsthaler zusammen. Schon seit vierzehen Tagen habe ich Mahnbriefe weit und breit umhergeschrieben, werde aber allenthalben mit leeren Versprechungen abgespeist. Oh! wie das kränkt. Ich glaube aber nicht, daß ich den Tag überleben werde, da ich meinen Bankerut anzeigen muß; wahrhaftig nicht, eher greife ich zu dem verzweifeltsten Entschlusse.

J. Aber, lieber Herr Kolbert, fassen Sie sich doch, Sie sind ja der erste nicht —

K. Ey was hilft mir denn das? und wenn neun und neunzig zu Schelmen werden, so will ich doch der hundertste nicht seyn.

J. Wenn aber ihr Haus abbrennt — sind Sie deswegen ein Schelm?

K. Dann wohl nicht.

J. Wenn Sie aber ihr Vermögen durch einen unverschuldeten Bankerut verliehren, sind Sie es denn da?

K. Vor Gott zwar nicht, und vor meinem Gewissen nicht. Aber vor der Welt wird mir das nicht helfen, da ist Ehre hin, und Credit hin. Und Ehre verlohren, alles verlohren. —

Ich beruhigte ihn, so viel ich konnte, und ließ die gekauften Sachen einwickeln und zum Diakonus tragen. Daß ich gleich selbst nachkam, versteht sich.

Fortsetzung.

Der Diakonus kam eben aus der Kirche, wo er Wochenpredigt gehalten hatte, da ich in das Haus treten wollte. Sein ganzes Gesicht war voll Unmuth, und nur mit vieler Mühe heiterte er seinen Blick ein wenig auf, da er mich ansichtig wurde. Seine Frau empfieng ihn zwar zärtlich, mit ofnen Armen, bekam aber von ihm nichts zur Belohnung, als einen kalten Kuß. Dann fiel er ermattet auf das Canapee. Nachdem ich mit der Frau einen kleinen

nen Wortwechsel über das überschickte Geschenk gehabt hatte, wandte ich mich zu ihm, drükte seine Hand, und sagte: Sie sind unmuthig? ist Ihnen etwas Widriges begegnet?

D. Nichts besonders. Alle meine Amtsgeschäfte sind mir etwas Widriges.

J. Aber Sie sollten sich doch aufheitern, wenn Sie bedenken, wie viel Gutes Sie damit stiften.

D. Wie viel Gutes ich damit stifte, das kann nur der Allwissende berechnen. Ich thue was ich nach meinen Kräften, in meiner unangenehmen Lage, thun kann. Das weis ich aber, daß ich mit weniger Mühe, und größerer Freudigkeit, ungleich mehr Gutes stiften würde, wenn unser Gottesdienst und die Amtsgeschäfte der Prediger auf einen andern Fuß gesetzt würden. Doch ich habe schon hiervon genug zu Ihnen geredet. Ich würde Ihnen mit meinen Klagen lästig werden, wenn ich nur noch ein Wort davon sagen wollte. Hier, meine Liebe, sagte er zu seiner Frau, ist das Beichtgeld! halte gut Haus damit.

Er warf ein paar Hände voll Silbergeld auf den Tisch, und sahe mich mit forschendem Blicke an, um zu erfahren, was ich dazu sagte. Ehe ich aber noch darauf antworten konnte, trat eine Weibsperson weinend in die Stube, und erzählte, unter Vergiessung vieler Thränen, daß ihr Mann gestorben sey. „Du lieber, himmlischer Vater! sagte sie, ich habe gar gewaltig viel mit ihm ausstehen müssen. Sechs ganzer Wochen hat er auf dem Krankenbette gelegen, und keinen blutigen Heller verdient. Ich habe unter dieser Zeit keine Hand aufschlagen können. Tag und Nacht habe ich bey ihm zubringen, ihn warten und zurechte legen müssen. Mit genauer Noth hatte ich so viel Zeit, daß ich den Kindern eine Suppe kochen konnte. Du lieber Gott du! kein Mensch weis besser, wie es mir geht, als der liebe Gott. — Ich wollte das Begräbnißgeld richtig machen, Ihro Ehrwürden. Wie viel macht's denn?

D. Sechs Groschen sollt ihr mir geben.

Fr. Könnts denn nicht vor 4 Groschen angehn?

D. Auch vor 4 Groschen. Und wenn euch auch das zu schwer fällt, so verlange ich gar nichts.

Fr. Nun so vergelte Sie es der liebe Gott! und lasse Sie noch lange, lange leben und Ihre lieben Kinderchen großziehen. Ach, wenn erst der Vater weg ist, da fällt's einer Mutter gar zu schwer ihre Kinder zu erhalten.

Er sagte ihr noch vieles zu ihrem Troste, wieß sie zur Geduld, Arbeitsamkeit und Vertrauen auf Gott, und entließ sie dann.

Kaum war sie fort, so fragte er mich: begreifen Sie wohl nun, woher der Unmuth bey meinen Amtsgeschäften kommt?

J. So ziemlich.

D. Sehen Sie! an solche Einnahmen sind die Prediger gewiesen. Einen Theil müssen sie vom Beichtgelde nehmen, das doch im Grunde weiter nichts als ein Almosen ist; den andern Theil müssen ihnen die Eingepfarrten zahlen, gerade unter den Umständen, da sie selbst Sorgen genug haben. Wenn sie sich trauen lassen, wenn ihre Haushaltung durch einen neuen An-

kömmling vermehrt ist, und wenn sie jemanden von ihrer Familie begraben lassen. Bedenken Sie selbst, mit welchem Widerwillen man solch Geld annehmen muß.

J. Ich dächte aber, Sie brauchten es nicht anzunehmen.

D. Brauchten es nicht anzunehmen — das ist nun wohl wahr. Wovon soll ich denn aber Frau und Kinder ernähren? da könnte ich auf der einen Seite den Großmüthigen machen, auf der andern die Familie Noth leiden lassen, oder die Handwerksleute betrügen. Nein, Herr von Carlsberg, das wäre eine unzeitige Großmuth.

J. Und ein ander Geschäfte können Sie wohl nicht treiben?

D. Ich wüßte nicht welches. Denn erstlich dürfte ich es nicht. Stellen Sie sich doch um des Himmelswillen vor, wenn ich z. E. Schränke und Stühle machen und im Intelligenzblatte anzeigen wollte, bey dem Diakonus Rollow ist allerlei Tischlerarbeit zu haben, was das für ein Lärmen geben würde! — Der Superintendent ver-

böte mir die Kanzel, und die Tischler liessen mir das Handwerkszeug wegnehmen.

Und wenn mir es auch erlaubt wäre, andere Geschäfte zu treiben, so habe ich ja nichts gelernet. Von den Millionen Werkzeugen, die der menschliche Verstand erfunden hat, habe ich in meinem Leben keins in die Hände bekommen, als das Lineal, das Federmesser, und die Feder. Vom grossen Messer weis ich weiter keinen weitern Gebrauch zu machen, als einen Braten zu zerlegen. Da ich zu Verstande kam, lernte ich noch den Spaten, die Hacke und Harke brauchen. Ach Herr von Carlsberg! Herr von Carlsberg! wir sind recht bedaurenswürdige Leute. Wenn ich zurückdenke, was wir für eine Erziehung genossen haben! Guter Gott! wenn andere Knaben alle ihre Muskeln brauchen lernten, und in Gottes Werkstatt sich umsahen, da saß ich und las den Livius oder den Propheten Esaias. Und wenn andere Jünglinge sich in die menschliche Gesellschaft mischten, und beobachteten, und handelten, da saß ich hinter meinem Quensted, und dachte Wunder

 wer

wer ich wäre, wenn ich aus meinem Dachfenster herab auf die Menschenkinder sahe, die den irdischen Geschäften und Vergnügungen nachgiengen. So wahr ich vor Ihnen stehe, ich habe eher gewußt, wie viel Naturen in Christo seyn sollen, ehe ich die Verwandlungen der Insekten kannte. Daher hat man in keinem Stande so viele Versuchungen niederträchtig zu werden, als im geistlichen Stande.

J. Wie verstehen Sie das?

D. Wie ich das verstehe? will ich Ihnen sagen. Wir haben fast keine andere Einnahme als Beichtgeld, Copulations- Kindtaufen- und Leichengeld. Natürlicherweise haben wir Neigung unsere Einnahme zu vergrößern, so wie alle andere Menschenkinder. Denn daß wir eben solche Menschen sind, wie andere, versteht sich von selbst. Aber da ist beynahe kein ander Mittel die Einnahme zu vergrößern, als Niederträchtigkeit.

J. Und worinne besteht denn die?

D. Darinne, daß wir uns in die Häuser schleichen, auf eine kriechende Art andere Pfarr-

kinder an uns zu ziehen suchen, den Vornehmen schmeicheln, die Rolle der Heiligen spielen, den Collegen ein Bischen verläumden, und so weiter.

J. Aber, Freund, wie ist so etwas bey Ihnen möglich! Sie predigen ja Jesum? und wenn ich nur einige Stellen aus seinem und seiner Apostel Reden lese, da hebt sich mein Herz, ich möchte aller Welt gleich wohlthun, und jede Niederträchtigkeit verabscheute ich.

D. Ja, wenn wir Jesum predigten — das möchte wohl vor Niederträchtigkeit bewahren. So aber predigen wir Quenstedten, Guilielmum Baierum, Scherzerum, und dergleichen.

J. Was sind das für Leute?

D. Theologen.

J. Sie scheinen mir doch wirklich zu weit zu gehen.

Ich habe doch verschiedene Predigten gehört. Niemals aber sind diese Namen genannt worden. Immer nur Jesus.

D. Ganz recht. Wir machen es wie die

falschen Münzer, die schmelzen Zinn, Bley und allerley Metall zusammen, und prägen das Wappen und den Namen des Fürsten darauf. So machen wir es auch. Da nehmen wir eine Satzung von p, dort eine von q, dort eine von r, stempeln den Namen Jesus darauf, suchen es nun anzupreisen, als wenn es von Jesu käme, und wenn Jemand dagegen Einwendungen macht, so schreyen und wehklagen wir, daß der Glaube an Jesum erkalte.

J. Ich verstehe Sie nicht recht. Ich wollte, Sie gäben mir ein Exempel.

D. Also zum Exempel: in einer gewissen Kirche ist zeither drey Sonntage gepredigt, und bestimmt worden die Art und Weise, wie der Leib und Blut Jesu im heiligen Abendmahl gegenwärtig sey, und man hat dabey immer sich auf Jesum berufen. Das heißt doch wohl, Jesu Namen auf Menschensatz prägen? Denn die Bestimmung, wie Jesu Leib und Blut im heiligen Abendmahl gegenwärtig sey, das ist Menschensatzung, und weiter nichts.

J. Aber, lieber Freund! wie können Sie

doch

doch so decisiv sprechen. Jesus sagt ja selbst: das ist mein Leib, und das ist mein Blut.

D. Und weiter?

J. Weiter weis ich nichts.

D. Ich auch nicht. Und das geht ganz natürlich zu, denn er hat sich weiter gar nicht erklärt. Nun ist aber der Pater, und jener Scholastiker, und dieser Doktor theologiä gekommen, haben es erklären wollen, und nun haben wir diese Erklärung angenommen, und preisen sie als Jesu Lehre an. Haben Sie mich verstanden?

J. Vollkommen. Aber welches ist denn die richtige Erklärung?

D. Ey, was geht mich denn das an? Ich lasse diesen Glaubensartikel und alle andere, die in der Dogmatik stehen, an ihren Ort gestellt seyn, bekümmere mich darum gar nicht, mag es nicht erklären und nicht erklärt wissen, und bestrebe mich nur, das zu thun und andere dazu zu ermuntern, was Jesus uns als gut und Gott wohlgefällig angepriesen hat: und

das hat mich immer vor Niederträchtigkeit bewahret. So habe ich, z. E. heute gepredigt über die Worte: Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Ja, so eine Betrachtung greift schon das Herz mehr an, als hundert und funfzig Predigten über die Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im Abendmahle, und als alle Predigten über das Ath ——

Fortsetzung.

Ehe er noch das Wort aussagte, trat meine Henriette herein, das liebe, gute Mädchen. Ein sanftes Roth verbreitete sich über ihre Wangen, und aus ihren Augen blickte Liebe und Schalkheit. Ohne zu hören, was der Diakonus mit seinem Ath — sagen wollte, war ich sogleich mit Leib und Seele bey ihr und faßte ihre Hand. Die kleine Lose wollte sie zurückziehen, versuchte es, sie loszuwinden, versteht sich, so lange ich sie fest hielt: denn so bald ich that,

als wenn ich sie loslassen wollte, ließ sie die Hand ganz ruhig liegen.

Auf einmal so spröde? sagte ich.

H. Das versteht sich. Einer Braut darf man so nahe nicht kommen, wie sie thun, Herr von Carlsberg.

J. Aber meiner doch wohl?

H. Wessen Braut? Was doch die Herren sich gleich für Einbildungen machen! des Hofrath Grimleins Braut bin ich. (Husch, war die Hand weg, sie sprang nach dem Nebenzimmer zu, sahe sich noch einmal um, und sagte:) Zurück, Herr von Carlsberg!

Was doch die Natur den Mädchen für eine sonderbare Art sich auszudrücken verliehen hat! Sie sagte wirklich nichts weiter, als diese Worte. Und gleichwohl, wenn ich den Blick, die Miene, den Ton zusammen nahm, mit dem sie es sagte, so war es eben so gut, als wenn sie gesprochen hätte: komm, mein Lieber! mit in dieses Zimmer. Hier können wir ohne Zeugen plaudern. Ich verstund diese Sprache und folgte ihr nach, sie aber drückte die Thüre zu, gerade

mit

mit so vieler Kraft, als nöthig war, meine Begierde, bey ihr zu seyn, noch mehr anzufeuern, so, daß ich sie leicht zurückdrängen konnte.

Nach einigen Nekkereyen wurde unser Gespräch ernsthaft, und schloß sich am Ende mit Thränen über die bedenkliche Lage, in der wir uns befanden. Da ich Kleinmuth merken ließ, faßte sie meine Hand und sagte: Gutes Muths, lieber Carlsberg! Lassen Sie uns die Bestimmung unsers künftigen Schicksas dem allwissenden Zeugen unserer Liebe übergeben! Sieht der, daß eine nähere Verbindung uns gut ist, so werden alle Schwierigkeiten weichen müssen; sieht dieser aber, daß sie zu unserm Misvergnügen ausschlagen würde, wollen wir uns darüber grämen, wenn er sie verhindert?

Das lezte auszusprechen kostete ihr viele Anstrengung, sie sprach es aber doch aus, und wandte ihr Gesicht weg, um zu verbergen, was weiter in ihrem Herzen vorging. Ich faßte hitzig ihre Hand, drückte sie an meinen Mund und sagte: gerade so denke ich auch. Aber

trauen Sie mir wohl so viele Kraft zu, daß ich Ihren Verlust würde überleben können?

Wir müssen aber doch, war ihre Antwort, uns bereit halten, Gott, wenn er es fordert, auch das aufzuopfern, was uns das Liebste ist. —

Die Dazwischenkunft des Diakonus unterbrach die Fortsetzung des Gesprächs. Das sind theure Thränen, sagte er, meine Lieben! haltet sie nicht auf. Unter Gottes Segen werden sie süße Früchte tragen.

Ich gab ihr hierauf die Kleinigkeit, die ich für sie eingekauft hatte, und bat, sich meiner in des Hofraths Gesellschaft dabey zu erinnern. Sie nahm sie an, nachdem sie mir einen Verweis darüber gegeben hatte, daß ich solche Mittel für nöthig hielt, sie an mich zu erinnern.

Den Nachmittag brachte ich in Collegiis zu. Des Abends aber in mein Haus zurück zu gehen, war mir unmöglich. Wie hätte ich den Gedanken ertragen können, daß sie so nahe bey mir wäre, und ich mich ihr nicht nähern dürfte.

Ich

Ich ging also in die Forelle, einen Gasthof, der nur von Bürgern besucht wird, weil ich es, aus Furcht, neue Händel zu bekommen, nicht wagte, in Studentengesellschaft zu gehen. Mein Abendbrod ließ ich mir in den Garten in eine Laube bringen, um da den Abend über meinen Gedanken nachhängen zu können. Meine Einsamkeit dauerte aber nicht gar lange, denn bald kamen zwey junge Leute in die nächste Laube, liessen sich Wein geben, und sprachen, weil sie glaubten alleine zu seyn, sehr laut. Aus den Gesprächen, die sie führten, sah ich bald, daß sie Friseurgesellen waren, und ihre Gespräche waren zu merkwürdig, als daß ich Ihnen nicht den Hauptinhalt davon überschreiben sollte.

Hast du jetzo viele Kunden? fing der erste an.

Vier und zwanzig möchten ihrer wohl herauskommen, antwortete der andere.

E. Auch fette?

A. Mit unter. Vorige Woche habe ich einen guten Fang gethan.

E. Wen denn da?

A. Die Riboniusin.

E. Wen? die Riboniusin? schlag das Wetter drein! nach der habe ich immer gefischt. Wenn ich die hätte, die wäre mir lieber, als vierzig Thaler baares Geld jährlich.

E. Es reicht nicht. Ich kann doch, wenn ichs gering anschlage, auf zehn Bursche rechnen, die ihr nachziehen. Nun rechne einmal, was das das Jahr durch macht! und nun das Briefgeld! und die Trinkgelder für die andern Commißionen, die es da immer auszurichten giebt. Gestern hat es schon einen ganzen Thaler gesetzt. Da sagte sie mir, daß ihr Mann ausreuten würde, und fragte hernach, ob ich den Baron Güldenkam frisirte? dem sollt ich ja gar nichts davon sagen. Ich merkte, wie viel es geschlagen hatte, brachte die Neuigkeit brühwarm zu Güldenkammen, der drückte mir gleich einen harten Thaler in die Hand. Sieh einmal! noch dazu einen alten Brandenburger.

E. Bist ein Blitzkerl!

A. Sorge nur nicht, wenn ich sie nur erst recht kirre gemacht habe, da denke ich, unser einer soll auch etwas schmecken. Ha! Ha! Ha! müßte nicht gut seyn! ich habe wohl andere Weiber dran gekriegt; vor der ist mir nicht bange.

E. Ich muß, mein Seele! mir auch noch so ein paar Kunden ausmachen. Mit den Dreyen, die ich habe, ist nicht viel anzufangen.

A. Ich habe ein paar hübsche Mädchen, die will ich recht nach meiner Hand ziehn. Tausend Fickerloth! das sind Mädchen! Wenn sie nur erst ein paar Jahr noch hin haben.

E. Die will ich wohl rathen. Die eine heißt mit dem ersten Buchstaben Nelkin, die andere Colbertin. He!

A. Könnte wohl seyn. Und wie stehts mit dir?

E. So la la. Die Frau von Resewitz ist itzo meine beste Kunde. Mit den andern läßt sichs halten. Aber ein flottes Mädchen habe ich itzo. Die will ich einstweilen für mich behalten.

halten. Ich frisire sie allemal zwischen 9 und 10 Uhr, wann die Mutter das Essen besorgt und der Vater auf dem Rathhause ist. Ha! Ha! Ha!

A. Merke es schon! Dort dem Rathhause gegen über, sind zwey Stufen vor der Hausthür —

Ich kann Ihnen unmöglich die Unfläthereyen schreiben, die diese Leute aussprudelten, die Kunstgriffe, die sie, wie sie sich rühmten, anwendeten, um von weiblicher Schwachheit ihren Vortheil zu ziehen, und die geheimen Correspondenzen, die sie zwischen dem Frauenzimmer und den Mannspersonen unterhielten. Kaum kann ich glauben, daß alles wahr sey, was diese Kerls sagten. Denn sie redeten auch Frauenzimmern viel Böses nach, die ich doch gewiß für rechtschaffen halte. Das Frauenzimmer ist doch wirklich sehr zu beklagen, wenn seine Ehre von der Zunge solcher Leute abhängt. Denn da sie doch oft Stundenlang mit ihnen allein sind, wer soll sie denn widerlegen, wenn

sie sich rühmen, daß sie mit ihnen das vertrauteste Verständniß unterhielten?

Itzo kam der dritte Friseur dazu, dem die andern sogleich ein Glas Wein brachten, und sagten: komm Bruder, du mußt eine Gesundheit mit trinken.

D. Und welche denn?

(Sie war so schmutzig, daß ich sie nicht hinzuschreiben wage.)

D. Wißt ihr keine gescheutere? ich will eine bessere ausbringen, sie heißt: alle braven Leute! Er goß das Glas hinunter, und setzte es mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß es hätte zerspringen müssen, wenn es nicht einen starken Fuß gehabt hätte. Der erstere von jenen beyden fragte, was er im Kopfe habe? ob ihm vielleicht ein Versuch auf eine Frau oder Mädchen fehlgeschlagen sey?

Ihr Kerls, antwortete er, habt nichts als Huren und Saufen im Kopfe; ihr seyd nichts bessers werth, als daß ihr Haare zaust von Ewigkeit zu Ewigkeit.

E. Nu wir gestehen einander, was wir mannichmal zwischen vier Wänden vornehmen. Es giebt aber Leute, die es vielleicht noch ärger treiben, und sich zu stellen wissen, als wenn sie kein Wässerchen betrübten.

D. Das Reden steht euch frey. Ich denke aber euch bald zu zeigen, daß ich ein anderer Kerl bin, als ihr seyd.

E. Wie so?

D. Das ich, kurz und gut, aufhöre zu frisiren.

E. Und warum das?

D. Deswegen, weil ich mir einbilde, eben so viel zu seyn, als die, deren Köpfe ich zause. Zum Henker!

(Er schlug mit Heftigkeit auf den Tisch.)

E. Das wird dir wohl niemand abstreiten.

D. So? und muß doch wie ein Hundsvot vor den Stubenthüren stehen, und passen, bis mir aufgemacht wird. Muß hernach jedes Narren Schädel kratzen, und in seinen Haaren wühlen — muß ihre Ausdünstungen und Blähungen, die sie mit aus dem Bette bringen,

einathmen. Nein, dazu bilde ich mir zu viel ein. In meinem Kopfe und in meinem Arme steckt so viel, und vielleicht noch etwas mehr, als in manches seinen, um den ich wie ein Junge herum gehen, und Befehle annehmen muß.

E. Ha! Ha! Da weis ich mir bald zu helfen. Wenn mich meine Kunden heute eine Viertelstunde warten lassen, so lasse ich sie morgen eine Stunde warten. Und wenn sie sich zu viel herausnehmen, so tip ich sie nur ein kleines Bischen mit dem heissen Eisen an die Ohren, oder raufe ihnen, während dem Kämmen, ein paar Duzend Haare aus — ach da muksen sie nicht mehr.

D. Das sind Narrenspossen. Ehe ich andere Leute tücken will, so sag ich es lieber gerade heraus: ich mag mit euch nichts mehr zu thun haben.

E. Ist dir aber doch eine hübsche Sache mit dem Frisiren. Wenn man den Vormittag umhergelaufen ist, da ist auch der Nachmittag unsere, und wir können spielen und schwärmen, unterdessen daß andere in den Werkstätten sitzen.

D.

D. Desto schlimmer! Das ärgert mich eben am meisten, daß fast alles, was Kopf und Hände hat, etwas thut, und ich thue im Grunde nichts. Der Leinweber, Schmied, Schneider, Schuster, wenn die Woche vorbey ist, kann doch etwas aufzeigen, was er zu Stande gebracht hat. Was kann ich denn aber aufzeigen? Meine Arbeit ist ja ein ewiges Verwirren und wieder auskämmen. Und wenn ich funfzig Jahre auf der Welt gelebt habe, so kann ich doch nichts aufweisen, das ich durch alle mein Haarzausen hervorgebracht hätte. Und habe eben so einen Kopf wie andere, eben solche Finger, eben solche Knochen, wie andere. Itzo bin ich noch jung, itzo ists noch Zeit, einen Entschluß zu fassen. Und er ist gefaßt! und es bleibt dabey, mein Seele! so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin.

E. Wovon willst du dich denn ernähren?

D. Von meinem Kopfe und von meinen Händen. Das müßte nicht gut seyn, wenn mir Gott nicht in beyde so viele Kraft gelegt hätte,

daß ich mich damit ernähren könnte. Und wenn ich nicht weiter kann, so will ich nach Westpreußen, oder nach Amerika gehen, und Colonist werden. Und sollte ich, mein Seele, arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorsprüzte, so will ich es thun. Da brauche ich doch nicht anderer Junge und Narre zu seyn. Und wenn ich nur einen Garten herausbringe, hundert Schritte lang, so ist doch etwas durch mich da, und ich kann sagen, den Garten habe ich gemacht.

E. Bist ein Narre! geh du hin, und beschlafe dich darauf. Ich denke, morgen wirst du ganz anders sprechen.

D. So? da denkt ihr doch, daß ich so ein Windbeutel wäre, der viel redete und nichts thät. Daß ihr Kerls seht, daß ich nicht spaße — (riz! raz! da riß er den Puderbeutel aus einander, streuete den Puder umher, warf dem einen die Puderquaste ins Gesicht, zerbrach seine Kämme, schmiß alles, was er sonst noch von Friseursgeräthe bey sich hatte, vor die Erde, und gieng fort.)

E. Den Kerl reutet der Teufel!

A. Er ist toll im Kopfe!

Mit diesen Worten stunden sie auf, bezahlten ihre Zeche und giengen fort.

Ich wandelte noch, bis nach 11 Uhr, bey Mondenschein, im Garten herum, dachte über dieß wichtige Gespräch nach; dann gieng ich nach Hause, wo ich alles, so wie ich wünschte, ruhig fand.

Die Gesellschaft war fortgegangen. Ich legte mich zu Bette, und empfahl dem Allwissenden mein und meiner Henriette Schicksal in einem herzlichen Gebete. Auch für sie bat ich Gott, daß er ihre Schmerzen lindern, und ihnen Kraft geben möge, sie auszuhalten. Es ist eine große Erquickung, für andere zu beten. Ich werde mehrmals davon Gebrauch machen.

Carl.

Zehnter Brief.

Heinrich Selbiger an Charlotten Rübnerin.

Gott zum Krus!

Liebe Lodde bist du noch gesund ich bins noch ich hawe tir nig verkessen wen schon ich tig nich have schriewen ta kam ein Kerl zu mig mit weisen Giddel und steiven zobv ter sagd daf er mig wolld Arbeid schaven und pragd mir zum Ovzür ta must ich Soltat währen ta ket michs nich gud ta grieg ich agzen Vennig ten tag und kein prod tavon kan ich nich drinke eine Kanne Pür kan och keine Veive Dowag mör rauge und krieche helsche Briegel ta soll ich lernen tas Hekserzirn und kans nich lernen mein Rikken is immer praun und plau und bin toch ein örli-cher Kerl und due kein Mensen was leits ta sate ich tem Veltwewel ich wolle tich heirade ta sate der Veltwewel obs keine Huren mör gebe wenn ich ein hips Mensch hätte ta sollde ich sie

lasse

lasse kommen, ta wolde wir sie in Kombany halte es köt tir gotlos zu unger ten Soltaten libe Lodde ich will aver tisserdiren krün sie mir ta möge sie mir henge, ta bin ich meiner marder loz krün sie mir nich da nehm ich dir und sollde wir pei Waser und prod leben ter liwe God verlest kein Hesgen wird uns og nich verlassen leb wol libe Lodde ich wone bei den sneiter Herz, Heinrich Selwicher.

Eilfter Brief.

Carl an den Obersten v. Brav.

Grünau, den 12. Sept.

Liebster Herr Vetter!

Gestern, bald früh, kam die Rübnerin ganz ausser Odem, und brachte mir diesen Brief von ihrem Heinrich, den ihr ein Soldat, der hier durchgegangen ist, überbracht hat, und bat mich, denselben in ihrem Namen zu beantworten,

 weil

weil sie des Schreibens unkundig wäre. Das möchte aber wohl eine große Kunst seyn. Er hat nicht einmal geschrieben, unter welchen Truppen er stehe, und in welcher Stadt er liege. Und das Mädchen ist vor Freuden über den Brief so ganz ausser sich gewesen, daß sie sogar vergessen hat, von dem Ueberbringer einige nähere Nachricht einzuziehen.

Sie mußte sogleich zurücklaufen, um zu sehen, ob er noch da sey; bald aber kam sie mit der Antwort wieder, daß sie ihn nicht mehr angetroffen habe.

Ich bin über den Brief erstaunt, so wie sie darüber erstaunen werden. Die Erziehnng und der Unterricht der niedern Stände, muß doch unaussprechlich vernachläßigt werden, wenn man sie nicht einmal so weit bringt, daß sie einen Brief schreiben können. Ich habe nicht Weltkenntniß genug um darüber urtheilen zu können. Aber eines von beyden muß doch seyn. Entweder diejenigen, die den Volksunterricht besorgen, sind so faul, daß sie sich nicht darum bekümmern, wie er betrieben wird, oder die

höhern Stände erhalten die niedrigen vorsetzlich in Unwissenheit, damit sie dieselben desto leichter unterjochen, und sie als Sclaven behandeln können.

Der Rübnerin habe ich sehr nachdrükliche Warnungen gegeben, sich vor Verführung zu hüten. Sie hat mir dafür gedankt, und sie zu befolgen versprochen. Besser wäre es aber doch auf alle Fälle, wenn Sie das Mädchen, mit ihrem unschuldigen Kinde, einstweilen auf Ihr Gut nehmen könnten. Wenn es Ihnen möglich ist, so thun Sie es doch ja. Lassen Sie doch das gute Werk, das mir Gott gelingen ließ, nicht unvollendet.

Gestern war auch der Geburtstag des Fürsten. Ich habe aber von den Feyerlichkeiten, die deswegen angestellt wurden, keine mit angesehen, als diejenige, die die hiesige Bürgerschaft veranstaltete. Sie marschirte mit Ober- und Untergewehr auf, um auf dem hiesigen Schiesplatze Vivat zu rufen, eine dreymalige Salve zu geben, und sich hernach bey einem Trunke Bier zu vergnügen.

Es war ein sehr trauriger Anblick. Auf den mehresten Gesichtern waren Züge der Schwermuth, des Grams, des Hungers und des Schmerzes zu sehen. Nur wenige lächelten, und selbst bey einigen, von diesen wenigen, schien das Lächeln mehr aus dem, mit Brandtewein angefüllten, Magen, als aus dem Herzen zu kommen. Sehr viele hatten beyweiten nicht die gewöhnliche Mannesgröße. Die Füße, Hände und Nacken, der mehresten waren so nach dem Handwerkszeuge gewachsen, mit welchem sie zu arbeiten pflegen, daß ich mir fast traute bey jedem zu errathen, von welchem Handwerke er sey. Unter den 200 Mann, die aufmarschirten, würde ich kaum vierzig haben finden können, die verdienten, Männer genant zu werden. So wie die Leute waren, so war auch ihr Anzug und ihr Gewehr. Die Kleider vieler waren befleckt, zerrissen, und hatten die Hälfte der Knöpfe verlohren, und den übrigen fehlte doch wenigstens Reinlichkeit und Harmonie im Anzuge. Das Seitengewehr war bey dem einen ohne Gefäß, bey dem andern

fehlte die halbe Scheide, und eingerostet war es bey den mehresten. Und das Schiesgewehr sah aus, als wenn es aus einer Rüstkammer genommen wäre, wo eine Sammlung von Schiesgewehren verschiedener Jahrhunderte und Nationen aufbehalten wird.

Mir fielen die alten Römischen Bürger ein, und ich stellte sie in Gedanken neben die grünauische Bürgerschaft. Bey dieser Vergleichung verlohr die letztere so viel, daß ich ganz von Wehmuth durchdrungen wurde, und fühlte, daß mir die Augen naß wurden. Vielleicht war ich der einzige, der diese Empfindung hatte. Allenthalben sah ich mich um, nach einen Menschen, dem ich die Hände hätte drücken, und gegen ihn mein volles Herz ergießen können, fand ihn aber nicht. Viele Studirende, Gelehrte und Adeliche, sah ich vorbey gehen, einige ganz kalt, andere laut über die armen Bürger spottend. Einige Studirende trieben ihren Muthwillen sogar so weit, daß sie durch die Glieder giengen, jeden einzeln besahen, und

fast bey jedem eine herzdurchschneidende Anmerkung machten.

Dieß jammerte mich noch mehr. Barmherziger Gott, dachte ich, wohin sind doch deine Menschen gerathen! Jeder hat seine Plage, jeder seinen geheimen Gram, der, wie der Wurm im Apfel, im Herzen nagt, und doch, doch können sie noch so grausam seyn, daß einer über des andern Elend spottet. Spott der Menschen über Elend der Brüder, das ist schrecklich!

Ich eilte nun, von dem Schauplatze des Elends wegzukommen und in meinem Zimmer mich satt nachdenken und satt grämen zu können.

Indem ich aber fortgehen wollte, erblickte ich den ehrlichen Tuchmacher, von dem ich Ihnen neulich geschrieben habe. Sogleich ergrif ich seine Hand, hielt sie mit beyden Händen fest, und, nachdem ich mich nach seinem Wohlbefinden erkundigt hatte, fragte ich sogleich: aber, bester Mann! was sagen sie denn zu der hiesigen Bürgerschaft? Ich sehe sie heute das erste

mal

mal zusammen, und da bin ich darüber erstaunt, aus was für elenden Leuten sie besteht. Sie sehen ja fast alle aus, wie der Hunger und Jammer.

T. Ja, lieber Herr von Carlsberg! davon ließe sich viel reden. Das Herz im Leibe möchte mir bluten, wenn ich die Leute ansehe. Wenn ich zurück denke, wie es sonst in Grünau war, da ich noch ein Kind war, was da noch für Männer lebten — und sehe nun die Gerippe an — lieber Gott!

J. Aber wie geht denn das zu? es muß doch eine Ursache haben?

T. Eine Ursache muß es freilich haben. Wenn man sie nur auch wegschaffen könnte.

J. Und welches ist denn die Ursache?

T. Da könnte man ein Buch davon schreiben. Es war einmal ein armer Mann, der hatte nichts als Kinder, und eine Kuh. Von der Kuh wollte nun alles leben. Bald molk sie der Mann, bald die Frau, bald der Sohn, bald die Töchter, und molken und molken so lange, bis daß die Kuh Blut gab und umfiel. Just so ists auch

mit

mit unserer Bürgerschaft. Es milkt alles daran; da darf man sich ja nicht verwundern, wenn sie alle Kräfte verliehrt.

J. Und wie verstehn sie das?

T. Nehmen sie nur selbst hin. Wenn ein junger Anfänger sich verheyrathet, da sollte er doch unterstüzt werden. Da ist aber gar nicht dran zu denken. Es fällt alles über ihn her und milkt ihn. Da muß er Geld zahlen für Bürgerwerden, dort fürs Meisterwerden. Nun muß er doch wenigstens ein Bette, Stühle, einen Tisch und Handwerkszeug haben. Das kostet doch alles Geld. Er will Hochzeit machen. Das Gott erbarme! Da will wieder alles Geld haben. Und wenn er es noch so sparsam einrichtet, so bringt er seine Braut unter funfzig Thalern nicht in das Bette. Da ist der verfluchte Staat in unserer Stadt eingerissen. Immer einer will es dem andern zuvorthun. Da nimt denn das Kerlchen einen Kastorhut aus, ein Kleidchen von Holländischem Tuche, seidene Strümpfe, silberne Schnallen; das Mädchen nimmt das Beste,

was in dem Laden ist. Kein Geld haben sie in den Händen; was können sie da anders thun, als borgen? Und das Borgen kenne ich schon, besonders wenn man die Haushaltung anfängt, das ist der gerade Weg zum Ruine. Wenn sie nun anfangen zu arbeiten, da ist es in allen Ecken leer, keinen Dreyer Geld haben sie in der Hand. Da müssen sie für andere Meister arbeiten, die nehmen den besten Profit weg; wenn sie Waaren einkaufen wollen, so müssen sie wieder borgen, kriegen schlechte Waare, und müssen sie über theuer bezahlen. Ich will nur unsere armen Tuchmacher nehmen, wenn diese Wolle einkaufen wollen, und müssen sich das Geld von andern vorschießen lassen, so wahr ich vor Ihnen stehe, Herr von Carlsberg, acht Procent Interesse müssen sie geben. Unterdessen wachen die andern Schuldner auf, da will der Kaufmann, dort der Metzger sein Geld haben; nun müssen sie versetzen, und wieder Judenzins geben. Unter der Zeit kommen etwa ein paar Kinderchen. Lieber Gott! sonst glaubte man immer, daß Kinder ein

großer Segen wären: aber heutiges Tages möchte wohl ein ehrlicher Mann die Hände über den Kopf zusammen schlagen, so oft ein Kind kommt. Denn das ist himmelschreiend, was da an allen Enden wieder für Geld gezahlt werden muß. Da muß nun der arme Bürger, wie ein Arrestant, in seiner Werkstatt sitzen, und arbeiten, und am Kummertuche nagen, um alle dieß Geld aufzubringen. Mannichmal kriegt er auch Streit — denn der Henker weis wie es zugeht, man mag seine Sachen auch so klug anfangen, als man will, so kann man doch, ehe man sich versieht, in Streit kommen. Da giebts nun eine neue Melkerey, die Advokaten schergen zu, und sie und die Richter schröpfen so lange, als was zu schröpfen ist. Oder er versieht etwas gegen die Gesetze, läßt etwa ein Schwein stechen, und vergißt den Schlachtzettel zu lösen, oder der Soldat, der bey ihm im Quartiere liegt, geht des Nachts aus, ohne daß er es bemerkt und anzeigt. Herr Jerum! da sollten Sie sehen, wie da die Polizeybedienten zufahren, wie die Windhunde auf den Hasen, da ist Strafe über Strafe.

Kriegt nun einer etwa eine lüderliche Hauswirthin, oder der liebe Gott schickt ihm Hauskreuz zu, da ists vollends aus. Am Ende wird er desperat, fängt an zu spielen oder Brantewein zu trinken, nun ist er ohne Rettung verlohren. Stellen Sie sich einmal an so eines armen Bürgers Stelle! Alle Tage, die Gott läßt werden, muß er, vom Morgen bis zum Abend, wie ein Züchtling, arbeiten, kriegt weder Feld noch Wald zu sehen; wenn er zu Tische kommt, da findet er Züchtlingskost. Denn, so wahr ich ehrlich bin! mancher Züchtling ißt besser als mancher von unsern Bürgern. Nun will er etwa der Frau schmeicheln, die stinkt und klebt, und ist zerlumpt, wie eine Bettlerin: denn so viel Zeit behält manche Frau gar nicht übrig, daß sie ihre Lumpen waschen oder stopfen kann; manche ist auch säuisch von Haus aus. Bald kommt der Gerichtsdiener und will herrschaftliche Gefälle, bald der Schuldherr, und droht mit Verklagen. Da quixen die Kinder, dort ist wieder ein anderer Verdruß. Lieber Herr von Carlsberg! wo soll denn da der Muth her-

kommen? Von unsern mehresten Bürgern kann man wohl sagen, was Syrach spricht: Da ist nichts als Sorge, Kummer, und zuletzt der Tod. Die Leute werden fast alle ihres Lebens nicht froh, und künftig wirds noch schlimmer werden.

J. Wie so?

T. Bedenken Sie nur selbst, was will denn so ein ausgehungerter, elender, Mensch, wie da die mehresten sind, die sie vor sich sehen, — Denn wenn ja manchmal ein ramassirter Kerl da ist, so wird er unter die Soldaten gesteckt; was will, sage ich, so ein Mensch für Kinder zeugen? Die mehresten, wenn sie heyrathen, haben sich schon geschwächt und ausgemergelt, und das bischen Kraft, daß sie noch haben, saugt der Kummer weg. Wenn die Kinder zur Welt kommen, so kann ihnen die Mutter nicht die gehörige Wartung geben, weil sie ihre liebe Noth hat, Brod zu schaffen. Und wenn Sie erst in die Stuben kommen sollten, in denen viele Handwerksleute wohnen, da würden Sie erst erstaunen. Hundelöcher, Schweins-

ställe

ställe sind es, und keine Wohnungen für Menschen. Viele wohnen in Gassen, wo weder Sonne noch Mond hineinscheint, wo aller Unrath hingetragen wird. Nehmen Sie nur unser Levkojengäschen, was da Jahr aus Jahr ein für ein abscheulicher Geruch ist! und doch wohnen Bürger drinne. Und weil die mehresten nicht viel für das Quartier bezahlen können, so müssen sie sich mit einer Stube behelfen. Da ist nun Nachtstuhl und Schüssel, Kammertopf und Kochtopf und Waschtrog alles zusammen. Da wird gearbeitet, gegessen, gewaschen, geschlafen, alles gemacht. Sie sollten einmal in so eine Stube kommen! Das Wasser läuft da an den Fenstern herein. Was kann aus den Kindern werden, die da aufwachsen? Sie haben nicht einmal einen Spielplatz, wo sie sich auslaufen können. Man soll einem Menschen keinem Vieh vergleichen, aber wahr ist es doch, wenn ich junge Schweine aufstelle, und lasse sie nicht mit der Heerde austreiben, so bleiben es Knoten und bleiben Knoten. Was soll denn nun aus Kindern werden, die immer in sol-

che dumpfige Löcher gesperrt sind? Herr von Carlsberg! wenn Sie unsere Kinder sehen sollten! Blut möchte man weinen! Eins hat krumme Beine, das andere einen dicken Bauch, das hat einen Buckel vorne, das andere einen Buckel hinten. Und in den meisten, ich weis nicht wie ich mich ausdrücken soll, es ist kein recht Leben in ihnen. Wenn das nun auch einmal Väter werden, das Gott im hohen Himmel erbarme, was für Kegel werden denn die hinsetzen?

J. Aber, mein Gott! bekümmert sich denn der Fürst nicht um solche Sachen?

T. Lieber Herr von Carlsberg! Ich will Ihnen meine aufrichtige Meinung sagen. Ich denke, ein Fürst ist eben kein anderer Mensch, als wie ich bin. Habe ich Recht, oder habe ich Unrecht?

J. Sie haben vollkommen Recht.

T. Nun habe ich meine Hände voll zu thun, wenn ich auf meine Spinner, Kämmer und Gesellen Aufsicht haben soll. Wie kann man denn von mir verlangen, daß ich mich

darum bekümmern soll, wie es in dem Hause in Koldingen, und in jenem in Friedrichsleben, und in dem in Perlewiz zugeht? Das kann ich nicht, so wahr ich ehrlich bin! Wie kann man denn das von einem Fürsten verlangen? Unser lieber Fürst sieht das auch gar wohl ein. Da kamen vor etlichen Wochen unsere Meister zu ihn und lamentirten, daß er ihnen Nahrung verschaffen sollte. Da gab er ihnen zur Antwort: was hilft denn das Lamentiren? thut mir Vorschläge, wie euch zu helfen ist! Da sagten sie: Sie sind ja unser lieber Vater. Ein jeder Vater sorgt ja für seine Kinder. So lange sie unmündig sind, gab er zur Antwort, aber nicht für so große Kinder, wie ihr seyd. Ihr seyd alle mündig. Ihr ernährt mich, aber ich ernähre euch nicht. Wie könnt ihr denn da verlangen, daß ich für euch, wie für kleine Windelkinder sorgen soll? thut Vorschläge, macht Anstalten, und wenn sie gut sind, so will ich sie ja gerne unterstützen.

Was meynen Sie, Herr von Carlsberg, war das nicht vernünftig gesprochen?

J. Sehr vernünftig.

T. Ja, das wollen aber die andern Bürger nicht begreifen. Wenn Ihnen etwas fehlt, anstatt Anstalten zu machen, und Ueberlegungen anzustellen, sich zu helfen, so heißt es gleich: wir wollen eine Supplik machen und an den Fürsten gehen. Meiner Treue! wie so die kleinen Jungen, die das erstemal die Hosen anhaben, die allemal, wenn sie sich auskleiden wollen, schreyen: Vater, macht mir die Hosen auf! Keiner hat die Courage, sich selbst zu helfen.

J. Auf diese Art ists ja wohl kein Wunder, wenn der Fürst die Bürger wie Jungen behandelt?

T. Freylich nicht. Der Fürst kann mit uns machen, was er will. Und wenn er, so wahr ich vor Ihnen stehe! verlangte, daß ihm jeder seine Frau und Tochter schicken sollte, so oft er es forderte, viele thäten es wahrhaftig, und bedankten sich noch dazu unterthänigst für die hohe Gnade, die ihnen Ihro Durchlaucht zu erzeigen geruht hätten.

J. Herr, wenn ich Sie nicht als einen sehr ehrlichen Mann kennte, ich könnte es nicht glauben.

T. Sie können es mir glauben. Mein Name ist ein Schelm, wenn es nicht wahr ist. Denn bey den mehresten Bürgern, ist Fürst und unser Herre Gott einerley, und wenn ein fürstlicher Husar in die Hände klatscht, so nimmt die ganze hochlöbliche Bürgerschaft die Hüte ab. Gott sey Lob und Dank, daß wir so einen gnädigen Fürsten haben! Wenn wir aber einmal einen Tyrannen bekommen sollten, der könnte ja wahrhaftig mit uns machen, was er wollte. Und wenn er von uns verlangte, daß einer um den andern ihm die Stube auskehren sollte, glauben sie mir, es geschähe. Und wenn er sogar alle Monate ein paar Tonnen Bier verspräche, da dankten sie noch dem lieben Gott, daß er uns einen so gnädigen Herrn gegeben hätte.

J. Halten Sie inne, oder ich —

T. Sie wollten doch aber die wahre Ursache wissen, warum —

J. Nun das ist wahr; aber woher kommt denn die sklavische, niederträchtige, die Menschheit entehrende Meynung, von den Fürsten, die niemals ein rechtschaffener Fürst von sich verlangt hat!

T. Herr von Carlsberg! nehmen Sie mir es nicht übel, wir sehen ja von Jugend auf nichts als Kriechen und Schmiegen vor den Fürsten. Das geht ja bis auf das Kirchengebet. Wenn der Junge von Jugend auf beten hört: laß dir, o himmlischer Vater, empfohlen seyn das hohe Wohl Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht, Herrn Abraham, regierenden Fürsten zu Sodom, Grafen zu Gomorra, Adama, Zeboim und Zoar, Herrn der Amoriter, Heviter, Hethiter, Ammoniter, Moabiter, Erbherrn auf Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon, Gaza, Joppe, Asdod und Askalon; wie auch Höchst-Dero Frau Gemahlin, Höchst-Dero Erbprinzen, Prinzen und Prinzeßinn, Höchst-Dero Herrn Bruder, und Höchst-Dero Frau Schwester: muß er da von den Fürsten nicht wenigstens eben so eine hohe Meynung wie von Gott dem Herrn

be-

bekommen? Da lobe ich mir doch den König von Preussen! der läßt für sich bitten: Nimm, o Gott, in deinen Schutz den König, deinen Knecht.

J. In dieser einzigen Formel habe ich allezeit, wenn ich auch sonst gar nichts von ihm wüßte, den großen Mann erkannt.

T. Da nun das aber bey uns nicht ist, da kriecht auch alles, wenn es nur des Fürsten Namen hört, oder einen Menschen sieht, der von dem Fürsten eine Borde auf dem Hute trägt. Und wenn sie nur wüßten, was der Fürst von ihnen hielte.

J. Und was denn?

T. Er hat es einmal bey öffentlicher Tafel gesagt: „Meine Unterthanen sind Jungen. Ich muß mich schämen, ihr Fürst zu seyn: denn ich will ein Fürst seyn über Männer, und nicht über Jungen.„ Die Erfahrung weist es ja auch aus: wenn man ein Mann ist, so wird man auch respectirt wie ein Mann.

Ich weis davon ein Liedchen zu singen.

J. O singen Sie es doch, ich bitte Sie!

T. Ich habe mein Lebtage meine Abgaben als ein treuer Unterthan entrichtet, ich habe als rechtschaffner Mann gelebt; wenn mich aber ein Regierungsrath oder Bürgermeister hat kujoniren wollen, da habe ich auch das Maul aufgethan, und kein Mensch hat mir etwas anhaben können. Denn, Herr von Carlsberg, Rechtschaffenheit geht durch die ganze Welt, und ein rechtschaffener Bürger tritt dem Regierungsrathe unter die Augen ohne Furcht; und wenn der ein Schurke ist, so muß er vor ihm zittern.

Da wollten sie, vorige Woche, meinen besten Gesellen unter das Leibregiment nehmen. Ich — ich lief gleich zum Bürgermeister Kornmann, und that das Maul auf. Herr Bürgermeister, sagte ich, da wollen sie meinen Gesellen zum Soldaten machen, und das geht doch unmöglich an! Der Mensch macht alle Wochen so viele Ellen Tuch; er hat sich mit einer Bürgerstochter versprochen, wird bald Meister, und Vater von einer arbeitsamen Familie. Das fällt alles weg; wenn er Soldat wird, so ist er

ein

ein Müßiggänger, und weiter nichts! da sagte er, das hülfe nun alles nichts, es wäre fürstlicher Befehl da. Damit ließ ich mich aber nicht abspeisen, sondern sagte, ich glaubte es nicht eher, bis ich schwarz und weiß sähe. Da hieß er mich wahrhaftig einen Flegel. Aber ich antwortete ihm derb darauf, nicht grob, aber ich sagte ihm doch so viel, als er wissen sollte. Er wollte mich lassen in die Wache werfen; ich sagte ihm aber geradezu, daß sich das ein Bürgermeister gegen einen treuen Unterthan und ehrlichen Bürger nicht unterstehen dürfe. Heute ließ er mich hinsetzen, morgen sattelte ich mein Pferd und ritte selbst zum Fürsten, da sollte er eine Nase kriegen von Grünau bis nach Koldingen. Wie schön ließ er mich doch gehen, und meinen Gesellen dazu. Mit dem Waisenhause ists eben so gegangen. So bald Sie mich an den Herrn Diakonus gewiesen hatten, und der mich versichert hatte, daß es besser wäre, wenn die Waisen auf dem Lande erzogen würden, nahm ich sechs verständige Männer zu mir, ging mit ihnen auf das Rathhaus, und that

des=

deswegen Vorstellung. Da wurde von Neuerungen, von Seelengefahr, von altem Herkommen, von frommen Stiftungen und lauter solchen Sachen gesprochen. Wir sagten aber ganz gelassen, daß es doch am Tage wäre, daß die Kinder im Waisenhause verdorben würden, und daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten, wenn wir dazu schweigen wollten. Da haben sie wohl die Verordnung gemacht, daß man etliche Kinder auf das Land thun, und versuchen solle, ob sie da besser geriethen.

Wenn nun alle Bürger so dächten, und überlegten, wie man der und jener Klage abhelfen könnte, und wenn einmal eine Verordnung ergienge, dadurch etwa der Bürgerschaft wehe geschähe, man gleich gerade selbst an den Rath, und wenn das nichts hülfe, zum Fürsten gienge, und Vorstellung thäte, versteht sich, mit Ehrerbietung und Bescheidenheit, was gilts, es sollte bald anders werden. Aber wenn man sich freylich zur Maus macht, so wird man von der Katze gefressen.

Fortsetzung.

Itzo brach die Bürgerschaft auf, die zeither auf dem Markte gehalten hatte, und marschirte nach dem Schiesplatze zu. Ein großer Schwarm, der größtentheils aus Studenten bestund, folgte ihr nach, mit lautem Hohngelächter. Ich aber, nebst meinem Tuchmacher, hatte ganz andere Empfindungen.

Sobald sie angekommen waren, stellten sie sich in drey Glieder, und wurden commandirt, ihr Manövre zu machen; das gieng denn freylich so erbärmlich, daß ich mich selbst kaum des Lachens enthalten konnte. Jede Salve dauerte eine gute Viertelstunde.

Hierüber bezeigte ich gegen den Tuchmacher meine Verwunderung, und fragte: wie kommt es denn, daß diese Leute ihre Manövres so gar zu schlecht machen?

T. Wo sollen sie es denn besser lernen?

J. Ueben sie sich denn nicht wöchentlich wenigstens ein paarmal in den Waffen?

T. Ha! Ha! Ha! in den Waffen! und warum denn das?

J. Deswegen, weil es schlechterdings nöthig ist. Der Gebrauch des Feuergewehrs ist ja bey uns so gewöhnlich, als bey den Alten der Gebrauch der Schleudern, der Bogen und Pfeile. Da sich nun die Alten immer in jenen Waffen übten, warum üben sich denn die Neuern nicht im Gebrauch des Feuergewehrs?

T. Dafür sind ja die Soldaten da.

J. Nun das läßt doch aber traurig, wenn immer etliche tausend Leute um eine Menge arbeitsamer, unbewaffneter, Menschen unter den Waffen stehen. Kommt es doch beynahe so heraus, als wenn diese Sclaven wären, die von jenen müßten bewacht werden.

T. Nun, so scheint es ja freylich. Aber wer soll uns denn in den Waffen üben?

J. Haben Sie nicht Männer unter sich, die Kriegsdienste gethan haben?

T. An denen fehlt es nicht.

J. Nu! und warum vereinigen sie sich denn nicht dahin, daß sie sich an gewissen Tagen von diesen Männern üben lassen?

T. Du lieber Himmel! für die mehresten unserer Bürger reicht die Zeit kaum hin, sich des Hungers zu erwehren; wo soll denn die Zeit herkommen sich in den Waffen zu üben?

J. Sie haben ja den Sonntag, Festtage —

T. Das Gott erbarme! Was wollten denn da die Herren Geistlichen dazu sagen. Manche predigen ja schon dagegen, wenn man des Sonntags spatziren geht. Wenn wir nun uns gar in den Waffen üben wollten — Herr von Carlsberg! Wo denken Sie hin?

J. Sollte wohl Rollow dagegen predigen?

T. Rollow nicht, und zwey andere auch nicht, aber die übrigen doch, und — wenn ich meine Meynung geradezu sagen soll, ich glaube die Obrigkeit liesse es nicht zu.

J. Warum denn die nicht? Ich will doch lieber über Männer regieren, als über feige Memmen. Ich stehe dafür, wenn die Leute alle Woche ein paarmal herumgetummelt würden, sie würden bald anders werden, sie würden alle ihre Muskeln in ihre Gewalt bekommen, das

zittrige scheue Wesen würde sich verliehren, und sie würden Zutrauen zu sich selbst bekommen.

T. Wie gesagt, die Obrigkeit giebt es nicht zu.

J. Aber warum denn nicht?

T. Sie wird wohl dem Landfrieden nicht trauen.

J. Und warum denn nicht? Wenn ein Fürst gegen seine Unterthanen nur gerecht handelt, wer soll denn da den Landfrieden brechen? Auf Ihr Gewissen frage ich Sie, Freund, glauben Sie wohl, daß wenn Bürger und Bauern Waffen führten, Rebellion entstehen würde?

T. Im Leben nicht. Es ist ja wohl da und dort ein unruhiger Kopf, der von Rebellion bisweilen spricht, das ist aber gemeiniglich ein Mann, der nichts mehr zu verliehren hat, man achtet nicht auf ihn. Welcher vernünftige Mann sollte denn an Rebellion denken? Wir fühlen es ja, was wir an unsern Fürsten haben. Wenn wir auch nun ein Bischen mehr als sonst geben müssen, so haben wir doch dafür Ruhe im Hause, sind vor Straßenraube ge-

sichert. Und öffentliche Ruhe geht doch über alles. Das sehn die allermehresten ein, und die paar Tollköpfe, die noch seyn möchten, können gar bald zur Raison gebracht werden.

J. Da weis ich aber doch wirklich nicht, warum die Sache nicht betrieben wird. In einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige ist, wo man das Feuergewehr, und den Gebrauch desselben, zu einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat, ist doch wirklich jeder, der damit nicht umzugehen weis, nur ein halber Mensch, und eine Nation, die darinne nicht geübt ist, ist ein Sclavenhaufe, der gänzlich von der Willkühr der Bewaffneten abhängt. Werden denn nicht wenigstens die Schulknaben in den Waffen geübt?

T. Die Schulknaben? He! He! He! Hi! die Schulknaben? He! He! He! Hi! die Schulknaben in den Waffen geübt? Herr von Carlsberg! ich kann — ich kann — nicht mehr, ich lache mich entzwey — ach —

(Wirklich lachte er so sehr, daß ihm das Gesichte braun wurde, und er sich an die Wand lehnen mußte.)

J. Warum lachen Sie denn so sehr hierüber? wenn man die Furcht vor dem Feuergewehre nicht früh ablegt, so ist es sehr schwer sie in der Folge los zu werden.

T. Ach hören Sie auf — ich lache mich todt. Wenn doch nur die Schulknaben Schreiben und Rechnen lernten.

J. Nu, ich habe vor kurzem erst einen Brief von einem Handwerksmanne gesehen, der mir gar keinen vortheilhaften Begrif vom Schulwesen beybrachte. Wenn nun die Knaben nicht einmal Schreiben und Rechnen lernen, was lernen sie denn sonst?

T. Den Katechismus, und das Evangelienbuch.

J. Sonst nichts?

T. Nichts, als noch ein Bischen Grammatge und Vokabel.

J. Lernen sie denn nicht die Thiere, Pflanzen und Erdarten kennen, die um Grünau sind?

T. Wo denken Sie denn hin. Ich glaube, die mehresten unserer Bürger kennen nicht mehr

als

als ein paar Dutzend Pflanzen, ein und ein halb Dutzend Thiere, und von den Erdarten wissen sie gar nichts. Alle Pflanzen, die wir nicht kennen, nennen wir Unkraut, und alle kleinen unbekannten Thiere, nennen wir Ungeziefer; die Erdarten, nennen wir, mit einem Worte, Dreck.

J. Und also wissen sie wohl von den vielen Werken Gottes, die um uns sind, gar keinen Gebrauch zu machen?

T. Keinen. Was wir nicht kennen von Pflanzen, raufen wir aus, und die Thiere, die wir nicht kennen, schmeißen und treten wir todt.

J. Und von der Erdbeschreibung wird den Kindern wohl noch weniger etwas gesagt?

T. Doch etwas. Von dem Lande Kanaan, Mesopotamien, Assyrien und Egypten.

J. Auch von Pohlen und Rusland?

T. Ich glaube, die Namen sind noch nicht in der Schule genannt worden, so lange sie steht. Viele Bürger glauben, die Russen hätten Schnäbel.

J. Aber was haben sie denn für Leibesübungen? Werden die Knaben nicht geübt im Laufen, Springen? werden sie denn nicht angeführt allerley Dinge zu verfertigen, die ihnen nöthig sind?

T. Ha! He! Hi! ich bitte Sie drum, schweigen sie stille, Herr von Carlsberg. Sie sind gewiß in keine Schule gegangen. Alle Uebungen, die wir in der Schule haben, sind Uebungen im Stillsitzen.

J. Nun begreife ich, woher die Unwissenheit, die Schwächlichkeit, die sklavische Denkungsart der hiesigen Bürger kömmt. Nothwendig müssen sie Lastthiere der Vornehmen werden, weil sie weder angeführt sind, ihre Geistes- noch körperlichen Kräfte zu brauchen. Wenn nun so ein Mann von einen Vornehmen unterdrückt, wenn er krank wird, wenn er in allerley andere Verlegenheiten kommt, mein Gott, womit soll er sich denn helfen? mit dem Katechismus? mit der Grammatge und der Vokabel? wirst weit damit kommen, armer unglücklicher Bürger. Du wirst zum Lastthiere erzogen,

gen, damit deine Treiber dich desto besser reuten können. Aber Sie sind doch so ein vernünftiger Mann: sind Sie denn eben so unterrichtet worden?

T. Eben so. Ich habe aber einen Bruder, der studirt hat, der lernt mir von Zeit zu Zeit gute Bücher kennen, die kaufe ich, und lese sie, die haben nach und nach ein Bischen im Kopfe aufgeräumt.

J. Bravo! Fahren sie so fort, und suchen Sie ihre Mitbürger auch dazu zu bereden. Lassen Sie sich von Rollow, oder andern verständigen Männern, Bücher empfehlen, und lesen Sie sie. Und ihre Kinder lassen Sie um Gotteswillen das nothwendigste lernen, Leibesübungen, Kenntniß der Erde und der Natur, und die Mittel sich gesund zu erhalten, Schreiben und Rechnen, und wo möglich auch ein paar Sprachen.

T. Nicht auch Religion?

J. Nothwendig! Nur wollte ich, Sie fragten Rollow über diesen Punct um Rath. Aber wie gesagt, thun Sie was Sie können, um

ihre Mitbürger zu bereden, daß sie dafür sorgen, daß ihre Kinder besser unterrichtet werden. Sonst — sonst — sonst werden sie von fürstlichen Räthen, Officiren, Geistlichen, Advokaten und Aerzten immer auf eine unbillige Art abhängen, und müssen alles glauben, was ihnen diese sagen. Ich hoffe, Sie verstehen mich. Leben Sie wohl.

Fortsetzung.

Ich hatte mich schon von ihm gewendet, um fortzugehen, als ich auf einmal durch ein lautes Geschrey und Gelächter zurückgehalten wurde. Alles, was laufen konnte, lief nach dem Orte zu, wo das Geschrey herkam. Die Neugier trieb mich und den Tuchmacher, mitzulaufen. Und siehe da, der ganze Lärm wurde durch einen Hanswurst erregt. Mit grünem Hute, einem Barte von Kienruß, und einem grossen Hosenknopfe, saß er zu Pferde, und kündigte eine lustige Comödie an, in den fadesten Ausdrücken. Dabey steckte er oft die Zunge heraus, grunzte wie ein Schwein, bellte wie

ein Hund, miaute wie eine Katze, krähte wie ein Hahn, verdrehte die Augen, so daß ich mich gleich überzeugte, daß es der elendeste, verworfenste Kerl sey. Die ganze Versammlung nahm aber seine Possen mit lautem Beyfall an.

Nun hob die Comödie an, die nicht länger als eine halbe Stunde dauerte. Der agirenden Personen waren nicht mehr als viere; und der Inhalt des Stücks war ohngefähr dieser, daß Hanswurst eine Frau nahm, und von dem Doktor und seinem Gehülfen zum Hahnrey gemacht wurde. Das ganze Stück war mit den scheuslichsten Zoten gespickt.

Nach geendigter Comödie prieß Hanswurst des Doctors Arzneien an. Er empfahl ein Mittel gegen den Zahnschmerz, den Stein, die Mutter, die Gicht, und am Ende ein Pulver, das für alle Krankheiten gut wäre. Sogleich war es, wie wenn es Schnupftücher auf das Theater regnete. Denn von allen Seiten her wickelte man Geld in die Schnupftücher, und warf sie Hanswursten zu, und dieser nahm das Geld her-

aus, wickelte dagegen Pulver hinein, und warf sie unter die Zuschauer.

Wahrhaftig, ich war etliche Minuten zweifelhaft, ob ich wache, oder ob ich träume: so rasend kam mir das alles vor. Endlich sagte ich zu dem Tuchmacher: zum Henker! was soll denn das seyn? Warum wird denn solche Raserey nicht der Obrigkeit gemeldet?

T. Da wären wir gerade halb. Die Obrigkeit hat ja das alles erlaubt!

J. Wer ist denn der Bube, der das erlaubt hat?

T. Doch der Herr Bürgermeister Kornmann.

J. Der Bube erlaubt, den Geschmak der fürstlichen Unterthanen zu verderben?

T. Wie Sie sehen.

J. Der Bube giebt die Erlaubniß, daß der Tugend von dem niederträchtigsten Kerl öffentlich Hohn gesprochen werde?

T. Da nicht anders.

J. Der Bube übergiebt Leib und Leben der Disposition einer solchen Bestie, der ich meinen Hund nicht anvertrauete?

T. Das ist nun einmal so eingeführt.

J. Wenn nun aber so ein Schandbube sich anmaßte, unter die Hasen und Hirsche und wilden Schweine seine Waare auszutheilen, würde man denn das auch erlauben?

T. Ich glaube, so ein Mensch käme ins Zuchthaus. Wenigstens ist lezthin ein Bauer deswegen ins Zuchthaus gesezt worden, weil er einen Hirsch todtgeschossen hat, der ihm seinen Braunkohl abgefressen hatte.

J. Gott, erbarme dich! Also haben die Menschen in diesem Lande nicht einmal solchen Werth wie das wilde Vieh? Was bekommt denn der Bürgermeister dafür, daß er die Erlaubniß giebt, Geschmak, Tugend und Gesundheit der Unterthanen zu verderben?

T. So viel ich weis, täglich einen Speciesthaler.

J. Der Nichtswürdige!

T. Ja, ich habe schon lange meinen Verdruß über die dummen Streiche gehabt. Das vorige Jahr wäre mir bald mein bester Geselle drauf gegangen. Der Mensch hatte bisweilen

einen

einen Anfall von der Colik, und ist so einfältig, daß er sich von Hanswursten ein Mittel dagegen geben läßt. Da fieng er an so schrecklich zu purgiren, daß er 35 Sedes bekam. Am Ende wurde er ohnmächtig, und wenn ein hiesiger Doctor sich nicht seiner angenommen hätte, er wäre wahrhaftig drauf gegangen.

J. Was höre ich!

T. Und über die Zoten dürfen Sie sich nicht wundern, die da gerissen werden. Besuchen Sie nur einmal ein Marionetten-Spiel, da werden Sie erst ihr blaues Wunder hören! Voriges Jahr war ich so ein Narr, daß ich meine Kinder zu so einem Spiele führte. Herr Jemine! wie gieng es da zu. In der ersten Viertelstunde mußte ich wieder fortgehen. So eine Sauerey und Zotenreisserey habe ich doch Zeit meines Lebens nicht gehört — Und die mehresten Zuhörer waren Schulkinder: bedenken Sie nur, Herr von Carlsberg! Schulkinder waren es, die die Zoten mit anhören mußten. Das waren Uebungen! das Gott erbarme!

J. Aber warum reden Sie denn nicht darüber? Wenn Sie es nicht dahin bringen können, daß die hiesigen Bürgerskinder Weisheit lernen, so suchen Sie es doch wenigstens zu verhindern, daß man sie nicht die Narrheit lehrt. Nehmen Sie doch einige verständige Männer mit sich und gehen mit ihnen zum Bürgermeister, und sagen, daß Ihnen ihr Gewissen nicht erlaube, dazu zu schweigen, daß die Tugend und Gesundheit ihrer Mitbürger, auf so eine schändliche Art, einem Landstreicher Preis gegeben würde.

T. Ich will es wohl versuchen, aber —

J. Aber wenn es nun nichts hilft, so gehen Sie gerade zum Fürsten, und stellen ihm vor, was für Unglück durch solche Landstreicher an Leib und Seele seiner Unterthanen angerichtet würde. Ich glaube gewiß, der Fürst stellt diesen Unfug ab. Man hat ihn mir sehr gerühmt.

T. Ich glaube es selbst! Verlassen Sie sich darauf, es soll geschehen.

Fortsetzung.

Ich gieng nach Hause, wie ein Betrunkner, wankte, unter der Last meiner Gedanken und Empfindungen, von einer Seite zur andern, und warf mich, als ich auf meine Stube kam, ganz entkräftet in den Lehnstuhl.

Hier hatte ich einige schreckliche Stunden. Das arme verkaufte Menschengeschlecht gieng vor meiner Seele vorüber in Fesseln, und war keiner, der sich seiner erbarmte. Einer spottete des andern, einer schlug den andern mit seinen Ketten in die Zähne, und jeder rang darnach, des andern Treiber zu werden, und noch mehrere Lasten aufzubürden. Mein Glaube an die Tugend wankte, meine Hofnung zu bessern Zeiten verließ mich, ach! Vorsehung und Daseyn Gottes selbst wurden mir zweifelhaft. Die Nacht, in der ich wandelte, war so schwarz, daß ich nicht merkte, daß es außer mir Nacht war. Erst da ich einige Stunden in der Dunkelheit mochte gesessen haben, bekam ich einiges

niges Bewußtseyn wieder, stand auf und taumelte nach meinem Bette zu.

Gott, erbarme dich! Vater! wir sind deine Kinder, verlaß uns nicht! Das war mein ganzes Gebet, das ich thun konnte. Es war mehr Seufzer als Gebet. Denn die Freudigkeit, das feste Vertrauen zu Gott, das sonst meine Gebete zu beseelen pflegte, mangelte mir itzo ganz.

Unterdessen scheint es auch nicht umsonst zu seyn, zu Gott zu seufzen: denn ich wurde bald ruhiger und verfiel in einen sanften Schlaf. Mit demselben war ein Traum verknüpft, der solche Lebhaftigkeit hatte, und mir so merkwürdig schien, daß ich Ihnen denselben ganz hinsetze. Man sprach mit mir in der Sprache der alten Propheten; erlauben Sie mir, daß ich um der Gleichförmigkeit willen, ihn in eben dieser Sprache erzählen darf.

Ein Jüngling stand vor mir, seine Wangen waren blühend, wie die Wangen einer Jungfrau, und sein Blick feurig, wie eines Helden Blick. Er faßte mich bey der Hand,

richtete,

richtete mich auf, neue Kraft drang durch meine Seele und mein Gebein, und er sprach zu mir: Sey getrost, Carlsberg, und zage nicht! das allgemeine Elend ist seinem Ende nahe, und der Tag der Erlösung rückt heran. Siehst du, wie auf allen Seiten die Fürsten sich beeifern, die Fesseln ihrer Unterthanen abzunehmen, die ihre Väter geschmiedet hatten? Siehst du die Schaaren Leibeigner, Mönche und Nonnen, die itzo frey sind? hörst du ihre Loblieder? Hörst du das Frohlocken des freyen Amerika? Siehst du das Bestreben der Spanischen Kolonien, das eiserne Joch zu zerbrechen, das die Tyranney auf ihren Nakken gelegt hatte? Bald ist es zermalmet, bald des Propheten Weissagung erfüllt: Du hast das Joch ihrer Last, und die Ruthe ihrer Schulter, und den Stecken ihres Treibers zerbrochen. Hebe deine Augen auf und siehe, wie des Pabstes dreyfache Krone wankt, wie sein rechter Arm, durch Aufhebung der Jesuiten zermalmet ist; die Sehnen seines linken, durch Aufhebung der Klöster, zerschnitten sind! Schau, wie des

Groß-

Großsultans Thron zittert! Constantinopel und Algier, Tunis und Tripolis, das Vaterland der Pest und des Despotismus, beben. Siehe die Nachkommen Abrahams, wie brüderlich sie sich zu den Verehrern Jesu thun! Sind dieses nicht seit Jahrhunderten die Merkmahle gewesen, welche die Menschenkinder erwartet und aus ihnen geahndet haben, daß mit ihrer Ankunft sich ihre Erlösung nahe? Siehst du nicht das allgemeine Bestreben der Kinder Europens, in die Geheimnisse der Natur einzudringen? Schon verbreitet sich Licht über verschiedene Theile derselben, über welchen sonst Finsterniß und Schatten des Todes lag. Bald ist kein Gift, kein Ungeziefer, kein Unkraut, kein tödtender Wetterstrahl mehr da, so wie Gespenster und Zauberer entwichen sind, sondern man wird aus allem, was da ist, erkennen, daß das ein guter Herr sey, der dieß gemacht habe, und Dinge, vor welchen eure Väter in Ohnmacht fielen, werden eure Enkel brauchen, Heil und Segen in ihre Häuser zu bringen: Dann wird ein Säugling seine Lust ha-

haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle der Basilisken. Alsdann werden die Lahmen lecken wie ein Hirsch, und der Stummen Zunge wird Lob singen. Da werden Wasser in der Wüste fließen hin und wieder, und Ströme in den Gefilden. Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Brunnquellen seyn. Da zuvor die Schlangen gelegen haben, soll Heu und Rohr und Schilf stehen: Denn alle Kräfte der Natur werden dem Menschen unterthan seyn.

Hörst du, wie aus allen Orten das Geschrey von Erfindung neuer Maschinen erschallt? Dadurch bekommt der Arm des Knaben die Kraft eines Starken, und die weiche Hand der Jungfrau die Stärke eines Engels Gottes. Bald, bald wird der Mensch aufhören Maschine zu seyn, bald wird die drückende Last der Arbeit, unter der alle Söhne Adams krächzeten, wie eine Gebährerin, wenn ihre Stunde gekommen ist, von ihnen genommen wer-

werden, und sie werden Zeit und Raum haben, sich alles dessen zu freuen, was der Herr Herr gemacht hat, und es zu genießen. Und alle Lande werden ihm lobsingen, wenn er sie aus dem Diensthause geführt, und ihr Elend geendigt hat.

Und ich sahe, und siehe, da stunden Menschen, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, und ihrer waren eine sehr grosse Zahl. Ihre Locken troffen von Pomade, und stäubten von Puder, ihre Wangen waren bemalt mit Roth und Weiß, und ihre Säfte verdorret, wie es im Sommer dürre wird.

Diese lachten, da sie höreten die Worte, die der Jüngling mit mir redete.

Und ich antwortete und sprach zu ihm: hörst du auch wohl, daß diese über dich lachen? von wannen sind sie?

Und er thät seinen Mund auf und sprach: dieses sind die, die sich durch Selbstbefleckung und andere Arten der Unzucht schwächen, und ihren Verstand und Blut verderben. Sie vermögen nichts zu thun, als der Unzucht pflegen

und Jesum Christum lästern. Darum hat sie auch Gott dahin gegeben, in verkehrten Sinn, daß ihr Verständniß nicht fassen mag die Wahrheit, und ihre Seele nicht begreifen kan, irgend einen großen Gedanken. Wenn daher ein Wort des Herrn, von Abnehmung der Lasten seines Volks, gesprochen wird, so lachen sie.

Und ich redete weiter und sprach: aber werden diese nicht das Gute verhindern, das der Herr seinem Volke erzeigen will?

Und er antwortete und sprach zu mir: mit nichten! Es ist noch um ein kleines, so werden sie nicht mehr seyn. Denn ehe noch die Kinder, die itzo gebohren werden, unterscheiden lernen Gutes und Böses, so werden diese, die itzo Jesum Christum lästern, an Hexen und Gespenster glauben, und es werden auferstehen viel falsche Propheten, die thun werden große Zeichen und Wunder; sie werden Geister beschwören, Todte herbeyrufen, Schätze heben: und diese alle werden ihnen anhängen. Aber dann ist auch das Ende da, und sie werden vergehen wie Mücken, wann Platzregen einfällt.

Und es wurden Tische herbeygetragen, und Stühle gesetzt, und Männer traten herzu, deren Blicke waren wie der Blitz, und deren Angesicht war voll Ernst, wie das Angesicht eines Mannes Gottes, und sie satzten sich an die Tische. Und ihrer waren bey drey und dreyßig, die sich satzten. Und jeder zog sein Federmesser aus der Scheide und seinen Federkiel aus der Tasche, und schnitt ihn und schärfte ihn. Und nachdem dieß alles geschehen war, erhoben sie ihre Hände und schrieben.

Und ich antwortete und sprach zu dem, der mit mir redete: Herr, wer sind diese?

Und er antwortete und sprach zu mir: Das sind diejenigen, die sich nicht entnervt haben durch Selbstbefleckung und Unzucht, die ihr Verständniß nicht verdüstert haben durch die Dogmatik und das Corpus juris, und haben nicht getrunken aus dem Becher der Eitelkeit, und haben ihre Knie nicht gebeugt vor dem Despotismus. Diese sind es, auf denen der Geist des Herrn ruht, und durch welche der Ewige seinem Volke Heil senden wird.

Und es erhob sich ein grosses Getümmel, wie das Geräusche von großen Wassern, da sie anfingen zu schreiben.

Und ich thät meinen Mund auf und fragte: Herr, was ist das?

Und er antwortete und sprach zu mir: Das sind die Wirkungen von den Arbeiten dieser Männer Gottes. Der Ewige hat sich seines Volks erbarmet, und diesen den Geist der Allmacht und Allgegenwart ertheilt, durch den sie vom Morgen an bis an das Meer und unter allen vier Winden wirken können. Einer von ihnen vermag mehr als Nebukadnezar.

Da hob ich meine Augen auf, und siehe, da kam eine große Schaar, beyde Männer und Weiber. Und vor ihnen ging her ein Thier, behängt mit Lammesfellen, und hatte vor seinem Angesichte eine Larve, auf der geschrieben war: Religion! und hatte Hände wie Adlersklauen, von denen Blut trof, in diesen hielt es ein Kreuz. Und da die Männer das alles sahen, entsatzten sie sich über die maßen sehr, und sprachen, was will das werden? und ergrimm=

grimmten im Geist, und sprangen auf von ihren Stühlen und fielen über das Thier her, und bemüheten sich dem Thiere die Larve abzureissen. Da aber das Volk sahe alles, was da geschahe, nahm es seine Fäuste voll Staub und schrie und warf die Männer mit Steinen und besprengte sie mit Erdenklösen. Und es ward ein fast großes Getümmel. Und etliche von den Männern faßte das Thier mit seinen Klauen, und zerrieß sie, und zertrat sie mit seinen Füssen zu Staube. Die übrigen aber kämpften gewaltiglich, bis sie des Thieres Larve herabgerissen hatten. Da sahe man das Gesicht eines Tiegers, dessen Rachen von Blute trof. Und alles Volk ward irre.

Einige aber unter ihnen erhoben ihre Stimme und sprachen: Ihr Männer, lieben Brüder! was zaudert ihr und legt die Hände in den Schoos, seht ihr nicht das Ungeheuer, das eure besten Fürsten und Propheten zerfleischt hat? Ein jeder unter euch, der aufrichtig dem Herrn nachwandelt, der hebe Steine auf, und werfe es zu tode! Und alles

Volk hob Steine auf und warf nach dem Ungeheuer, und die Könige und Fürsten zogen ihre Schwerdter aus ihren Scheiden, und zerhieben des Thieres Sehnen, und zerspalteten seinen Schädel, bis daß es ganz dahin war. Da fiel es nieder zur Erde, brüllte wie ein junger Löwe und starb: und sein Aas ward geworfen auf das Feld und die Vögel des Himmels fraßen es auf, und alles Volk freute sich, und lobete Gott mit lauter Stimme.

Und ich fragte den Jüngling: Herr, was ist das? und er antwortete und sprach zu mir: das ist die Intoleranz. Lange hat sie gewüthet auf der Erde, allen Eifer der Männer Gottes, für das Heil der Welt vereitelt, und einige von ihnen zerfleischt und zermalmt zum Staube. Aber ihre Zeit ist nun erfüllt; wenn du morgen nach ihr fragen wirst, so wird sie nicht mehr seyn.

Weiter sprach er zu mir: Carlsberg! Was siehest du?

Und ich antwortete und sprach zu ihm: ich sehe Ambose gesezt ohne Zahl, und um

dieselben stehen Schmiede, die da arbeiten kräftiglich.

Und er antwortete und sprach: sie machen die Schwerdter der Krieger zu Sicheln. Denn es ist noch um ein Kleines, so wird der Krieg nicht mehr seyn, und jeder Fürst wird sich eben so des Eroberns und des Vergießens des unschuldigen Blutes schämen, als er sich itzo schämt Ketzer zu verbrennen. Aller Krieg mit Ungestüm und blutig Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehrt werden.

Und ich redete weiter und sprach: wo sollen aber die Kriegsknechte bleiben?

Und er antwortete mir und sprach: Siehe! es kommt die Zeit, da der Herr der Fürsten Augen öfnen wird, daß sie sehen werden, daß der stehende Kriegsknecht eben so verderblich und noch verderblicher, als Mönche, sey. Jeder wird dem andern die Hand geben, und sagen: Lieber, laß keinen Streit unter uns seyn! Jeder von uns hat ja ohnedieß mehr Land, als er zu regieren vermag. Und dann werden Bothen ausgehen unter alle vier Winde und auf die Inseln fern

im Meer, die allgemeinen Frieden verkündigen, und den Kriegsknechten sagen werden: ein jeder hebe sich zu seiner Hütten.

Und ich sahe abermal, und siehe, da war ein fast großes Feuer, dessen Flamme reichte bis an den Himmel. Und es geschahe eine Stimme vom Himmel, die sprach: Bringt herbey alle Dogmatiken und Polemiken, und werfet sie in das Feuer, daß ihrer nicht mehr gedacht werde. Denn diese sind es, die mein Volk verwirren, ihr Verständniß irre machen, und die allgemeine Menschenliebe tödten. Und alsbald kamen Lastwagen mit großen und kleinen Büchern beladen, die einen Staub erregten, daß die Sonne davon verfinstert ward. Und neben ihnen gieng eine große Schaar, die warf die Bücher in die Flamme. Einer aber von ihnen sprach: Herr! sollen wir die symbolischen Bücher auch mit hineinwerfen? Und die Stimme antwortete und sprach: werfet sie auch hinein! denn es kommt die Zeit, da niemand mehr wird gezwungen werden zu glauben, was der andre glaubt, sondern da

jeder glauben wird, was er selbst für wahr hält.

Und die Stimme geschah zum andern male, und sprach: Bringet herbey das Corpus juris und alle Bücher, die darüber sind geschrieben worden. Denn so spricht der Herr: Das Seufzen der Ackerleute und Bürger, die Thränen der Witwen und Waisen, und das Geschrey des unschuldigen Blutes, das von den Rabensteinen und Rädern getroffen ist, ist zu meinen Ohren gekommen, und ich habe den Jammer angesehen, den das Corpus juris angerichtet hat, und die Schindereyen, die die Gesetzgelehrten getrieben haben: darum will ich mich erbarmen, spricht der Herr. Und von nun an soll niemand mehr nach Gesetzen gerichtet werden, deren Sprache er nicht versteht, sondern ein jeder wird selbst fühlen, was Recht oder Unrecht sey, und gerichtet werden nach den Gesetzen, zu denen er selbst seine Einwilligung gegeben hat.

Zum drittenmale geschah die Stimme, und sprach: Bringet herbey alle philosophischen Systeme

steme und verbrennet sie mit Feuer. Denn durch sie ist des Herrn Tag aufgehalten und der menschliche Verstand verschoben worden, wie der Leib einer Jungfrau verschoben wird durch die Schnürbrust, Sela! Und von nun an wird man die Weisheit nicht mehr suchen in Büchern: denn der Herr wird einen freyen Brunnen öffnen, aus dem alle Völker trinken und weise werden werden: das ist die Kenntniß der Natur!

Und die Stimme rief zum viertenmale, und sprach: Bringt herbey den Nizolium und Heineccii fundamenta styli cultioris, und alle Anweisungen zum Lateinschreiben! denn es kommt die Zeit, da man nicht mehr Worte, sondern Sachen lernen, und man nicht mehr weise nennen wird den, der zierlich Latein schreiben kann, sondern den, der die Wahrheit lieb hat und recht thut.

Weiter sprach die Stimme zum fünftenmale: Bringt auch herzu die Theorien der schönen Künste und Wissenschaften: denn künftig wird jeder die Werke Gottes betrachten, und der Geist des Herrn wird über ihn gerathen,

und

und wer den Geist des Herrn hat, wird ohne Theorie bas dichten, reden und malen; weder der, der alle Theorien gelesen hat, und nicht begeistert ist.

Und die Stimme erschallte abermal, stärker als die vorigen male: Thut von euch alle Romanen und Lieder, in denen die Ehrlichkeit und Keuschheit verspottet, und die Hurerey und der Ehebruch gelobt werden, denn durch diese sind eure Weiber und Söhne und Töchter zum Ehebruch und zur Hurerey und zur Selbstbefleckung gereizt worden, und der Muth ist gewichen von ihnen, und die Kraftlosen haben ihren Nacken gebeugt unter das Joch, das ihnen die Treiber auflegten, und keiner unterstund sich zu sagen: was machst du? Denn ihrer aller Kraft war ausgegossen wie Wasser, und an aller Herzen fraß der Gram und die Schwermuth. Und ist so des Jammers fast viel worden auf Erden. Und von nun an wird es geschehen, daß jeder Schreiber, der die Gerechtigkeit spottet, und Hurerey und Ehebruch lobt, aus der Gesellschaft der Schreiber als ein falscher Prophet wird ge-

wiesen werden. Und alle werden zischen, den Kopf schütteln, und sagen: Was haben wir mit dir zu schaffen? hebe dich weg von uns, und laß deine Stimme nicht weiter hören, sonst wollen wir dich bas geisseln.

Noch einmal hörte ich eine Stimme, wie eines gewaltigen Donners, und sie sprach: Höret an und merket auf, alle, die ihr auf Erden wohnet, und fern am Meere! Des Herrn Tag eilet herbey mit Adlersflügeln, darum rüstet euch und haltet euch bereit! Bringt herzu alle Schnürbrüste und Laufzäume, Haarbeutel, und alle Kindereyen, die den Geist der Kleinheit unter den Menschenkindern unterhielten, und sie unfähig machten, etwas wichtiges zu denken und zu thun. Denn die Kindheit des menschlichen Verstandes ist vergangen, und er fängt an männlich zu werden. Da ihr Kinder waret, thätet ihr wie die Kinder, und waret klug wie die Kinder und hattet kindische Anschläge, nun aber ihr anfangt männlich zu werden, müßt ihr ablegen, alles, was kindisch war.

Und jedermann war willig von sich zu thun alles;, was unnatürlich, zwecklos und schädlich war, und es wurden herbeygeschaft Lastwagen ohne Zahl, die beladen waren mit Dingen, deren Namen ich nicht zu nennen weis, und wurden geworfen in das Feuer, und es entstund daraus ein schrecklicher Dampf, daß es mitten am Tage Nacht wurde, und ein Gestank, der fast groß war, so daß niemand zu stehen vermochte vor dem Dampfe und Stanke, der sich über die ganze Erde verbreitete.

Und es ward ein groß Getümmel, und es wurden Bücher zusammen gebracht, wie Sand am Meere, also, daß niemand sie zu zählen vermochte, so viel waren ihrer. Und sie wurden alle geworfen in das Feuer, und es ward davon eine grosse Hitze, daß die Berge zerschmolzen, wie Wachs.

Und ich sahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der rief mit lauter Stimme, und sprach: Lob, Ehre und Preis sey unserm Gott! denn er hat sich erbarmet der Menschenkinder, und die Fesseln zerbrochen,

in die ihr Verstand geschmiedet war von Anbeginn der Schreibekunst. Nun sind die Geister der Menschen erlöset von den Banden des Todes und den Ketten der Finsterniß, die sie gefangen hielten. Darum freue dich, Himmel, und Erde sey frölich und bete an im heiligen Schmuck!

Und ich sahe weiter, und siehe, da war ein fast großes Volk, das zerstreute sich unter alle vier Winde. Und ich fragte den Jüngling, der meine Hand hielt: Herr, wer sind diese?

Und er antwortete und sprach zu mir: das sind die Lehrer der Wahrheit, die der Herr aussendet in alle Welt, um den Verstand der Menschen zu reinigen von Irrthümern, und die Anlagen der Kinder, die ihnen der Ewige eingepflanzt hat, vor Verderbniß zu verwahren.

Und ich fragte abermal, und sprach: Aber sie haben ja keine schwarzen Kleider, noch Mäntel?

Und er redete weiter, und sprach: Die schwarze Farbe ist Farbe der Finsterniß, und es gebühret ferner nicht, daß diejenigen, die der

Herr Zebaoth erwählet hat, Licht unter die Menschen zu bringen, die Farbe der Finsterniß tragen.

Und nach diesen Geschichten brach ein grosses Volk hervor und bedeckte den Erdkreis. Sie waren männiglich schön und lieblich anzusehen. Ich sahe braune Jünglinge, die in ihren Armen hielten Jungfrauen, deren Wangen lieblich waren wie die Morgenröthe, und deren Augen funkelten wie die Sterne Gottes. Auch sahe ich Weiber, die waren alle voll Kraft, jede hielt den Säugling im Arme, der holdselig am vollen Busen spielte, auf dem die Haarlocken walleten. Und die Blicke, die sie warfen auf die Säuglinge, waren wie die Blicke der Engel Gottes. Neben ihnen stunden nervigte Männer, die ihre Augen an dem Anblicke weideten. Auch sahe ich Gebährende, die in wenigen Minuten, ohne fremde Hülfe, ihre Kinder zur Welt brachten. Und ich sahe mich umher weit und breit, und siehe, da ward unter allen Menschenkindern nicht gefunden ein bucklicher, oder pockengrübiger, noch ein solcher,

 dessen

dessen Schenkel krum gewachsen waren, noch ein Mensch ohne Nase. Auch ward nicht gefunden ein bleicher, man sahe nirgends Sorge und Gram, und hörte nicht Zank noch Streit, sondern sie waren allesamt munter und guter Dinge. Und ich fragte den, der mit mir redete: Herr! sind das Engel?

Und er antwortete und sprach zu mir: Mitnichten. Sondern es sind die bessern Menschen, die hervorkommen werden, wenn der Herr sein Werk vollendet und das Reich der Unwissenheit, Dummheit und Bosheit zerstöret hat.

Und die Menschen zerstreueten sich auf den Erdboden, und fingen an zu arbeiten kräftiglich. Galgen und Rabensteine, Hospitäler, Waisenhäuser und Kasernen, und Zuchthäuser und alle andere Wohnungen des Elends wurden niedergerissen; Paris mit seinen Schwestern ward öde und eine Wohnung der Nachteulen und Rohrdommeln. Und man machte um jede Hauptstadt einen Raum bey 200 Feldweges, und zog ein Gehege darum, damit niemand

sich nahen und sehen möchte die Ueberbleibsel von den Rasereyen des menschlichen Verstandes. Aber alle Wüsteneyen wurden Lustgärten, und alle Sandberge Wälder und Weinberge. Und es ward da nicht mehr funden ein Bettler, sondern jeder hatte Ueberfluß, jeder saß unter seinen Kindern und verzehrte ein Wildpret, oder ein gemästet Kalb, und trank seinen Becher Wein, und ließ sein Herz guter Dinge seyn.

Und ich fragte weiter, und sprach: aber, Herr! ich sehe ja keinen Adel mehr, sondern alles arbeitet: wie wenn es bürgerlich wäre?

Und er antwortete und sprach zu mir: Der Adel ist in der Nacht erzeugt worden, und hört auf, so bald der Tag anbricht. Von nun an wird jeder sich schämen des Müßiggangs, und wird sich keiner mehr rühmen dessen, daß sein Vater edel gewesen ist, sondern ein jeder wird sich rühmen dessen, daß er selbst edel ist.

Und ich redete weiter und sprach zu ihm: Zürne nicht, Herr, daß ich noch einmal rede.

Woher kommt es denn, daß dieß Heil des Herrn so lange verweilet hat?

Und er antwortete mir, und sprach: Ich will dir kund thun, was mir gesagt worden ist. Alle Menschenkinder sind vor Gott wie ein Baum. Er hat den Baum gepflanzt und begossen, und er ist gewachsen und fast groß worden, und seine Zweige haben sich weit ausgebreitet. Aber noch hat e rseine Zeitigung nicht gehabt. Alles, was er getragen hat, waren Blätter. Aber wenn er seine Zeitigung erlangt hat, dann wird er schmakhafte Früchte tragen. Und alles wird sich dieser freuen, und jedermann wird die Absichten erkennen, warum Gott diesen Baum gepflanzt, und beschnitten, und oftmals große Zweige ihm abgenommen habe.

Und als er alle diese Reden vollendet hatte, verschwand er.

Ich aber sank in einen süssen Schlummer, und fühlte mich ungemein gestärkt, da ich erwachte.

Es ist doch ein merkwürdiger Traum, der meinen ganzen Kopf so eingenommen hat, daß ich

ich Ihnen denselben so ganz hinzuschreiben mich gedrungen fühlte. Schreiben Sie doch Ihre Meynung davon

Ihrem

Carl.

Zwölfter Brief.

Die Frau Majorin von Carlsberg an Carln.

Kollnitz, den 11ten Sept.

Ungerathner Sohn!

Ich habe mich noch nicht erholt von dem Aergernisse, den mir dein dummer Brief verursacht hat. Ich habe sechzehn Ahnen, und dein seliger Papa hatte vierzehn, und ist noch niemals unser Adel vom bürgerlichen Blute befleckt worden. Und du willst uns die Schande anthun, und ein Bürgersmädchen in unsere Familie bringen? Wenn dich etwa die Noth dazu triebe,

wenn etwa deine Güter verschuldet wären, und du könntest dich sonst mit nichts retten, als daß du die Tochter eines reichen Banquer heyratheteſt, nun so möchte es seyn. Man hat dergleichen Exempel mehrere, obgleich nicht in unserer Familie. Aber dein Gut ist ja Schuldenfrey. Und die Jungfer, in die du dich vernarrt hast, ist eines nakten Amtschreibers Tochter. Nein, das ist zu toll!

Du schreibst mir da von der Gesundheit der Jungfer! Was das nun für albernes Zeug ist. Was fragt denn der Adeliche nach Gesundheit, wenn er sich verheyrathen will. Ahnen und Geld mußt du suchen, wenn du eine Mariage treffen willst, aber nicht Gesundheit. Gesundheit mag der Bürger und der Bauer schätzen, der kein grösser Gut kennt. Wer aber Ahnen hat, dem ist Gesundheit ein Bagatell. Es läßt überhaupt für eine gnädige Frau nicht, wenn sie zu gesund aussieht. Das ist bäurisch. Blasse Farbe und matte Augen, das geziemt sich für adeliche Damen. Du rechnest sogar auf ihre gesunde Milch! habe ich doch mein Tage so einen Pinsel nicht

ge-

gesehen. Keine Kaufmannsfrau säugt ihr Kind mehr, und die Adelichen sollten es thun? bersten möchte ich über solches elende bürgerliche Geschwätz. Die Kühe und Bäuerinnen, die stets um die Kühe sind, mögen ihre Jungen selbst stillen, aber für Personen von Extraction ist so eine viehische Gewohnheit Schande.

Nun willst du mir gar den Witz deiner Jungfer rühmen? Du bist verrückt im Kopfe; anders kann ich nicht glauben. Kann denn wohl ein bürgerlicher Kopf jemals eines witzigen Einfalls fähig seyn? Du schreibst mir ja nicht, daß sie Französisch spricht, wie kann sie denn witzig seyn?

Ich habe doch immer besorgt, daß dir dein alberner Hofmeister solche bürgerliche Begriffe beybringen würde. Wenn ich das hätte wissen sollen, nimmermehr hätte ich zugegeben, daß du so lange mit ihm auf deinem Gute allein geblieben wärest.

Und kurz und gut, aus der widernatürlichen Heyrath wird nichts. Daß du es weist.

Abstrahire beyzeiten, oder ich werde dir zeigen, was ich thun kann.

Hedwig v. Carlsberg.

Dreyzehnter Brief.

Maximilian v. Carlsberg an Carln.

Herrnstadt, den 9ten Sept.

Mon Frere!

Aus Deinem Briefe, den mir die Mamma geschickt hat, habe ich ersehen, daß Du eine kleine Avantüre mit einem Mädchen hast. Es ist auch warlich Zeit, daß Du einmal anfängst, sonst hätte ich gar geglaubt, Du wolltest ein Mönch werden. Ich wollte wohl darauf pariren, daß Du deine Junggesellenschaft noch hast. Da ich in Deinen Jahren war, da konnte ich schon mehr aus dem Reiche der Liebe erzählen. Daß deine Wahl auf ein bürgerliches Mädchen gefallen ist, verdenke ich Dir gar nicht. Ich habe

habe unter den bürgerlichen wackere Mädchen gefunden, und, ohne Ruhm zu melden, schon mancher das Kränzchen abgenommen. Noch itzo habe ist ein paar Bürgerliche, bey denen ich manches süße Stündchen genieße.

Aber dann bist Du ein Närrchen, wenn Du dir in den Kopf setzest, das Mädchen zu heyrathen. Giebt es denn gar kein Mittel, sie auf eine andere Art zu bekommen? Versprich ihr doch die Ehe, und sage, daß noch allerhand Hindernisse da wären sie zu vollziehen. Mahle ihr die Glückseligkeit vor, die Du mit ihr genießen würdest, wenn Du sie als Frau von Carlsberg auf Deinen Gütern herumführen könntest. Gieb Achtung, da kannst Du sie so kirre machen, wie ein Lämmchen, und von ihr erhalten, was du willst. Hast Du sie lange genug genutzt, so giebt es hundertterley Vorwand, unter dem Du Dich von ihr losmachen kannst. Du kannst ja nur vorwenden, daß Du die Einwilligung deiner Mamma und deiner Anverwandten nicht erhalten könntest. Was will denn so ein armes bürgerliches Ding gegen

einen Cavalier anfangen? Und wenn auch etwas paßirte, je nun, was ist denn daran gelegen? Es ist ja kein Fräulein, deren Anverwandte Dir Händel machen könnten. Auf der Mamma Beystand kannst Du gewiß rechnen. Gesetzt Du wolltest aber etwas Ueberflüßiges thun, so hast Du ja wohl einen Verwalter oder Schreiber auf Deinem Gute, dem Du sie aufhängen kannst. Die Kerls müssen sich ja wohl so etwas gefallen lassen; sie essen ja dein Brod, und müssen sich es für eine Ehre schätzen, mit einem so vornehmen Hause verwandt zu werden. Alsdenn hast Du auch noch den Vortheil, daß Du sie Lebenslang behältst. Denn die Weiber der Amtleute, Amtsschreiber, Prediger, Verwalter und Bauern sind des Edelmanns Eigenthum. Er erbt sie vom Vater mit ihren Aeckern, und sie müssen es sich wohl gefallen lassen, wenn man davon bisweilen Gebrauch macht.

Ich weiß auch gar nicht, was Du itzo schon von Heyrathen sprichst. Du bist ja nicht älter als sechs und zwanzig Jahr. Ich bin dreyßig,

und

und sind mir noch keine Heyrathsgedanken in den Kopf gekommen, und werden auch vor dem vierzigsten Jahre nicht hinein kommen. — So lange als andere Männer Weiber haben, brauche ich keine. Wenn ich erst merke, daß die Kräfte abnehmen, dann ists immer noch Zeit auf eine Mariage zu denken. Dann kann ich hübsch mit Vernunft überlegen, welches Fräulein die mehresten Ahnen und die einträglichsten Güter hat, ohne daß mich Cupido, der Schelm, in meiner Rechnung stört. Freylich werden hernach solche Kinder nicht zum Vorschein kommen, als bey dir, wenn Du itzo, in deiner vollen Kraft, ein rasches Mädchen heyrathetest. Daran liegt mir aber nichts. Wenn meine Kinder auch Krüppel und Dummköpfe wären, so sind sie doch adelich, und wenn sie zur Armee kommen, so müssen ihnen doch alle Bürgerlichen nachstehen. Und wenn man sie auch bey der Armee nicht annehmen wollte, so giebt es ja doch Canonicate genug, zu denen sie, vermöge ihrer Ahnen, fähig sind. Das bedenke wohl, mon Frere! Sieh, wie der arme Bür-

gerliche arbeiten und ringen muß, ehe er nur ein mäßiges Einkommen, und nur einiges Ansehen sich verschaft. Wir brauchen ja dieß gar nicht, wir haben ja schon deswegen allenthalben den Vorzug vor allen Bürgerlichen, weil wir adelich sind. Und Du wolltest dieses unschätzbare Vorrecht Deinen Kindern entziehen? Bedenke was Du thust, mon Frere!

Du hast zu wenig Welt. Ich wollte, Du wärest ein paar Jahre bey mir, so wollte ich Dir bald aufgeklärtere Begriffe beybringen. Mit Deinen altväterischen Schnurpfeifen wirst Du nicht weit kommen.

Adel, Adel, das ist Adel und bleibt Adel, und alles Uebrige ist dagegen nichts. Im Vertrauen mus ich Dir sagen, daß ich sonst keinen Vorzug habe, als den Adel. Das Careßiren hat mich ziemlich schachmatt gemacht, geprellt habe ich viele Kaufleute, ausser Romanen habe ich kein Buch gelesen. Aber deswegen bin ich doch über alle meine bürgerlichen Cameraden weggesprungen. Und sie haben sich dieß auch

gar wohl gefallen lassen, weil sie die Vorzüge des Adels, besser als Du, zu schätzen wissen.

Wie gesagt, schlag Dir die Heyrathsgedanken aus dem Kopf, geh zu Deinem Mädchen, suche sie zu Deinem Willen zu bringen, Du wirst sehen, daß Du Dich recht wohl dabey befindest.

Mon Frere!

j'ai l'honneur d'être

le vôtre
Maximilian.

Vierzehnter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Grünau, den 18ten Sept.

Mit der letztern Post habe ich inliegende Briefe erhalten. Urtheilen Sie hieraus, liebster Herr Vetter! wie groß meine Verlegenheit sey. Meines Bruders Brief hat weiter keine Wirkung auf mich gehabt, als diese, daß ich ihn verabscheue. Für leichtfertig habe ich ihn immer gehalten, niemals aber habe ich geglaubt, daß er so ganz von Grundaus verderbt sey. Ich will ihm antworten, wie es sich gebührt.

Aber was soll ich zu meiner Mutter Brief sagen? Soll ich sie verachten? Ja, sie verdient es! ein Weib, das so unvernünftig urtheilen kann. Aber meine Mutter — meine Mutter verachten? Ich habe zwar ihre Brüste nicht gesogen, und ihre Pflege nicht genossen, und bin von ihr nicht unterrichtet worden.

Aber — sie trug mich doch unter ihrem Herzen — sie bezahlte doch die Wärterin, an deren Hand ich die ersten Schritte wagte, und den Informator, den rechtschafnen Wenzel, der meinen gesunden Menschenverstand durch seine väterliche Aufsicht erhalten hat. Was soll ich thun? verachten muß ich sie. Aber — meine Verachtung will ich sie nicht empfinden lassen. Ich bitte Sie daher inständig, daß Sie diesen Brief für mich beantworten, bis mein Gemüth ruhig genug ist, ihr selbst zu schreiben. Ach, suchen Sie doch sie dahin zu bringen, daß sie ihre Einwilligung zu der Verbindung mit meinem liebenswürdigen Mädchen giebt. Denn sie lasse ich nimmermehr. Und will lieber meinem Adel und Gute als meiner Henriette entsagen. Aber wider willen der Mutter mich mit ihr zu verbinden — urtheilen Sie selbst, wie hart dieß wäre! Ich bin

Ihr

Carl.

Funfzehnter Brief.

Carl an seinen Bruder.

Grünau, den 19. Sept.

Du hast mir, mein Bruder, deine Gedanken über Adel und Heyrath und Liebe sehr freymüthig geschrieben, erlaube mir, daß ich dir die meinigen eben so freymüthig mittheile.

Nach meiner Meynung ist die erste Pflicht des braven, rechtschaffenen, Mannes, Wort zu halten; wer etwas verspricht, in der Absicht es nicht zu halten, der ist ein Schurke. Wer nicht eher Wort hält, bis er durch Gewalt dazu gezwungen wird, ist ein furchtsamer Hase. Der ist schon Schurke, der einem reichen Kaufmanne, unter leeren Versprechungen, einen Louisd'or ablockt, wie vielmehr der, der ein wehrloses Mädchen um ihr Alles, um Ehre und alle Lebensfreuden bringt — Oh!

Der

Der brave Mann schützt den Wehrlosen, der schlechte Kerl nimmt ihm, wenn er gegen den Arm der Gesetze glaubt gesichert zu seyn, alles ab. Wer Unterthanen hat, der ist ihr Schutzherr: der wäre aber ein schlechter Schutzherr, der nur der Unterthanen Kühe, Gänse, Hühner und Schweine, aber nicht auch ihre Weiber und Töchter schützen wollte. Wenn es einem rechtschaffnen Manne erlaubt ist, zu sagen: wenn andere Männer Weiber haben, so brauche ich keine: so muß es ihm noch weit mehr erlaubt seyn, eines andern Weinkeller zu bestehlen. Ich kann keinen schläfrigen Hund um mich leiden, wie viel wen'ger elende Kinder. Sollte ich solche bekommen, so müßte ich mich dabey, als bey meinem Verhängnisse, beruhigen; Raserey aber wäre es, wenn ich mich selbst in solche Umstände versetzen wollte, daß meine Kinder elend würden. Ich will jung heyrathen, weil der rechtschafne Mann verbunden ist für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen. Meine Kinder sollen ihr Glück sich verdienen: andern Vorzüge, Chargen und Aemter aus den Hän-

den winden, die derselben würdiger sind, ist unedel, und meine Kinder sollen nicht unedel handeln.

So würde ich sprechen, wenn ich ein rechtschafner Atheist wäre, wie vielmehr, da ich ein Christ bin, der von seinem Meister gelernt hat: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Ich will Dir aber gern von der christlichen Religion nichts schreiben, weil sie Dir vermuthlich zu bürgerlich ist.

Wären Deine Grundsätze Grundsätze des Adels, wäre es etwas bürgerliches, ein braver, rechtschafner, Mann zu seyn: auf der Stelle wollte ich meinen Adel verfluchen, in das entlegendste Land ziehen, und daselbst sehr sorgfältig meine Herkunft verbergen, so wie es ein ehrlicher Mann thut, der das Unglück hat von einem Schurken erzeugt zu werden.

Daß aber Deine Denkungsart nicht adelich sey, das weis ich, denn mein Vetter (oder wie Du sagst, mon Oncle,) Brav, ist auch adelich

und denkt ganz anders, und der größere Theil des Adels denkt wie er.

Carl.

Sechszehnter Brief.

Der Oberste von Brav an die Frau von Carlsberg.

Holdersleben, den 22sten September.

Liebe Schwester!

Du bist doch noch immer die Schwester, die Du vor dreyßig und mehrern Jahren gewesen bist. Dein höchstes Gut ist doch immer der Adel, und ein Stammbaum mit sechszehn Ahnen, macht Dir so viel Vergnügen, als einem rechtschafnen Manne eine edle That.

Was ich vom Adel halte, habe ich Dir schon vielmal gesagt, aber Dein Brief an den

ehrlichen biedern Carl, fodert mich auf, es noch einmal zu wiederholen.

Es ist allerdings ein sehr großer Vorzug, eine Reihe von Männern unter seinen Vorfahren zu haben, die durch edle Thaten sich bekannt machten, und über andere erhoben. Es ist uns nicht zu verdenken, wenn wir uns darüber freuen, und auch wohl ein Bischen stolz darauf sind. Aber es giebt sehr viele Dinge, die weit mehr werth sind, als der älteste Stammbaum. Eine gute That, die ich selbst thue, bringt mir vor Gott, meinem Gewissen, und allen rechtschafnen Menschen mehr Ehre, als eine ganze Heldengeschichte voll Thaten, die meine Vorfahren verrichtet haben. Wenn ich einen Menschen glücklich mache, das giebt mir mehr wahren Werth, als die Eroberung des heiligen Grabes, durch die sich mein Ahnherr Hans Clas berühmt gemacht hat.

Auch ist ein gesundes, munteres, ehrliches Weib, an dem unser Herz hängt, mehr werth als hundert und funfzig Ahnen. Das weis ich aus Erfahrung. An allen meinen Wappen ha-

be ich nicht so viele Herzensfreuden gehabt, als an meiner Aemilie, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich lieber meinem Adel, als ihr entsagt hätte. Sie war zwar auch ein Fräulein, aber, bey meiner Cavaliersparole, versichere ich Dich, daß ich sie deswegen nicht geheyrathet habe, sondern blos deswegen, weil sie ein schönes, liebes, holdes Mädchen war. Carl handelt daher sehr vernünftig, daß er das Mädchen wählt, das, seiner Empfindung nach, das reizendste und biederste ist. Nach einem guten Gewissen und Gesundheit, ist das höchste Erdengut des Mannes, das Weib, und alles andere ist dagegen Possen und Kinderey.

Noch weit wichtiger als Adel ist die Gesundheit. Ich will lieber ein gesunder Amtsschreiber, als ein kranker Baron seyn. Das schreibe ich aus der Fülle meines Herzens. Weißt Du jemanden der mir mein Podagra und Chiragra abnehmen will, so weise mir ihn zu, ich will ihm gern meinen sechszehnahnigen Adel abtreten. Du beschimpfst den Adel sehr, wenn Du sprichst, daß adeliche Damen blasse

Farbe und matte Augen haben müßten. Es ist ja dieß eben nichts anders, als wenn Du sagtest, alles adeliche Frauenzimmer müsse elend seyn. Denn Krankheit ist wahres Elend. Das ist eine Wahrheit, die älter ist als Dein Adel. Gut ist es nur, daß Deine Behauptung falsch ist. Denn meine Frau, deren Adel, wie Du weist, doch stiftsfähig ist, war sie nicht eine blühende Rose, da sie sich an mich ergab? Was ihr Leute doch noch für Zeug ausbecken werdet. Zuletzt werdet ihr auch wohl noch verlangen, daß zum Adel faule Zähne und ein dicker Hals nöthig sey, wenn ihr etwa sehet, daß einige Bürgersmädchen sich auf ihre elfenbeinerne Zähne und schlanken Hälse etwas zu gute thun.

Ich habe daher gar eine herzliche Freude darüber gehabt, da ich sahe, daß Carl, bey der Wahl seiner Gattin, auch auf Gesundheit sahe. Denn die Absicht, die ein vernünftiger Mann hat, wenn er sich verheyrathet, ist, daß er eine Gehülfin haben, seine Sinnlichkeit befriedigen und Kinder zeugen will. Alle diese Absichten können aber bey einer kränklichen Frau nicht erreicht werden.

Der ist zu bedauren, dessen Frau, während der Ehe, ihre Gesundheit verliehrt, aber der muß sich sein Elend selbst zuschreiben, der ein krankes Mädchen heyrathet, weil sie Geld oder Ahnen hat. Mütter, die bey der Verheyrathung ihrer Kinder mehr auf Ahnen, als auf Gesundheit sehen, kommen mir, nimm es mir nicht übel, eben so vor, als diejenigen, die die Kleider ihrer Kinder mit Brabander Spitzen und Tressen besetzen, und nicht dafür sorgen, daß sie ganze, reinliche, Hemden bekommen. Denn, wenn ich die Eigenschaften eines Mädchens mit einem weiblichen Anzuge vergleiche, so ist die Gesundheit das Hemde, und die Ahnen sind die brabander Spitzen. Wer aber bey Verstande ist, schaft seinen Kindern erst Hemde, ehe er ihnen brabander Spitzen schaft.

Auch hat es mir von Carln gefallen, daß er, bey der Wahl seiner Gattin, gleich darauf rechnet, daß sie wahrscheinlich gesunde Milch haben werde. Denn die gesunde Milch meiner Frau ist mir wieder lieber, als ein halb Dutzend Ahnen. Das erste, was mein Kind haben

muß, wenn es auf der Welt kommt, ist ja — gesunde Milch. Du willst zwar die Gewohnheit der Weiber, ihre Kinder selbst zu säugen, viehisch nennen, da müßte es aber auch etwas viehisches seyn, Brüste zu haben. Wenn ihr mit euren eignen Nasen riecht, mit euren eigenen Mäulern esset, warum wollet ihr denn nicht mit euren eigenen Brüsten säugen? Du sprichst von der rasenden Gewohnheit, seine Brust dem schmachtenden Säugling zu versagen, den man unter seinem Herzen trug, so, als wenn sie vom Adel herrühre, und von ihm auf die Bürgerlichen wäre gebracht worden. Das ist Beleidigung für den ganzen Adel. Denn mit Recht müßten uns alle Bürgerlichen verabscheuen, wenn erwiesen werden könnte, daß diese Sünde gegen die Natur von uns herrühre. Das ist aber zum Glück unerweislich. Es hat einmal irgend eine Frau sich genöthigt gesehen, wegen Mangel an Milch, oder wegen böser Brüste, ihr armes Kind einer Amme zu übergeben. Das haben denn andere Weiber, die gesunde Brüste voll Milch hatten, gesehen, und geglaubt,

dieß

dieß ließe vornehm, und haben unter schweren, mühseligen, Kämpfen gegen Natur- und Muttertrieb, und unter Zähneknirschen und fieberhaften Zuckungen ihre Milch vertrocknet, das Kind, das sie mit Schmerzen geboren, einem Weibe übergeben, die ihre Brust für Geld feil bot, nachdem sie ihren Leib preis gegeben hatte, damit es das Ansehen hätte, als wenn sie auch vornehm wären.

Du sagst auch, ein bürgerlicher Kopf wäre keines witzigen Einfalls fähig — Schwester! Schwester! daß du so etwas ja nicht auskommen lässest, sonst gäbst du uns ja wahrhaftig der allgemeinen Verspottung preis. Vor fünfhundert Jahren, da noch die Christenheit in Adel, Geistlichkeit und Pöbel eingetheilt wurde, und alles, was nicht geistlich und adelich war, wegen seiner Unwissenheit, Barbar verdiente genannt zu werden, da gieng es schon an, daß man so etwas sagte. Aber im achtzehnten Jahrhunderte, da die Aufklärung beynahe allgemein ist, ist so eine Behauptung lächerlich.

Wer sind denn die Leute, die so helles Tageslicht itzo verbreiten? Sind sie nicht, beynahe alle, Bürgerliche? Und alle unsere Kenntnisse, die wir in der Jugend bekamen, empfingen wir sie nicht von Bürgerlichen?

Und kurz und gut, mache dem guten braven Carl keine Schwierigkeiten; schreib ihm nächstens deine Einwilligung zu seiner Heyrath, und ertheile ihm deinen mütterlichen Segen. Sonst setzest du mich in die Nothwendigkeit, Dich an ein Pünktchen zu erinnern, von dem Du vielleicht glaubst, daß ich es längst vergessen hätte. Ich bin

Dein

ehrlicher Bruder

Brav.

Siebenzehnter Brief.

Der Oberste von Brav, an den Amtsschreiber Helwing.

Holdersleben, den 23sten Sept.

Mein lieber Herr Amtsschreiber!

Sie sind mir von allen, die Sie kennen, immer als ein sehr guter und rechtschafner Mann gerühmt worden, der gerne gegen jeden gefällig ist, und mit Vorsatz keinen Menschen kränkt; der die Gerechtigkeit so strenge beobachtet, daß er durchaus niemals Geschenke annimmt, selbst alsdenn nicht, wenn er vom Mangel bedroht wird. Wie kann denn nun ein Mann, der gegen die ganze Welt gerecht ist, gegen seine eigne Tochter ungerecht seyn? Wie kann der Mann, dem nie das Recht um Geschenke feil war, seine eigne Tochter für ein Geschenk verkaufen? Denn Sie verkaufen sie wirklich, wenn Sie dieselbe an

Grimmlein geben, weil ich es gewiß weiß, daß sie gegen ihn die größte Abneigung hat, und ihr ganzes Herz an meinem Vetter hängt; sie bringen zwey Personen, ja wohl drey (denn Grimmlein kann ja unmöglich mit einer Frau vergnügt leben, die ihn nicht lieb hat) um Ihre ganze Zufriedenheit, und das blos um eines Geschenks willen, das Sie von Grimmlein annehmen. Mann! wie wollen Sie dieß mit Ihrer Gerechtigkeitsliebe zusammen reimen. Begreifen Sie sich, ich bitte Sie, damit Ihnen nicht einmal Ihr Gewissen, das gewiß sehr zart und unverdorben ist, bittere Vorwürfe mache, und Ihres Alters Ruhe störe. Gott kann Sie ja auch wohl ohne die Amtmannsstelle ernähren.

Zur Schriftstellerey kann ich Ihnen freilich nicht rathen. Denn unser Publicum wimmelt so schon von Schriftstellern so sehr, daß ich es für sehr bedenklich halte, wenn jemand die Zahl derselben vermehren will, und nicht im Stande ist etwas Neues und Wichtiges zu liefern. Die Buchhandlung der Gelehrten kann ich Ihnen

am

am wenigsten empfehlen. Denn so einträglich sie auch ist für Schriftsteller, die sich schon in Ruf gesetzt haben, so ist sie doch eine wahre Geissel für diejenigen, denen dieser Ruf mangelt. Sie müssen auf den Druck ihrer Schriften viel Geld wenden, die Käufer mangeln: so haben sie am Ende von ihrer Arbeit nichts als Maculatur und Schulden.

Es ist doch wirklich zu beklagen, daß, nach dem Adel, sonst kein Stand der Gefahr Mangel zu leiden so sehr ausgesetzt ist, als der Stand der Gelehrten. Aber woher kommt es? Andere Menschenkinder werden von Jugend auf zu Geschäften angehalten, bey denen sie Thätigkeit lernen, und ihre Verstandes- und Leibeskräfte üben. Es fällt ihnen also leicht, sich bey vorkommenden Verlegenheiten selbst zu helfen und Brod zu verschaffen. Ihr hingegen lernt nur immer und handelt nie, und lernt eine Menge Zeug, mit dem ihr hernach nicht wißt, was ihr anfangen sollt. Der junge Handwerker erwirbt sich sein Brod schon im funfzehnten Jahre, ihr Herren aber müßt viele Jahre um-

her

her laufen, bis euch jemand in seinen Dienst nimmt und Brod giebt. Dazu kommt noch dieses, daß ihr euch, (welches in Ansehung wahrer Gelehrten freylich billig ist) zu dem vornehmen Stande rechnet, und zu Eures Lebens Unterhalt wenigstens dreymal so viel braucht, als ein Handwerksmann. Daraus muß nothwendig Mangel entstehen, der leicht zur Niederträchtigkeit verleiten kann. Der Mangel an einem neuen Haarbeutel und ein Paar seidnen Strümpfen, ist für einen jungen Gelehrten so drückend, als für einen Handwerksmann der Mangel an Brodt. Und ein junger Gelehrter, der von Mangel getrieben, ein Amt sucht — wie leicht kann der auf Wege gerathen, deren sich der rechtschafne Mann schämt. Religion, Freiheit, Vaterland, sind gemeiniglich dem feil, der um ein Amt betteln muß. Und ich glaube immer, daß die sklavische Denkungsart, die itzo so allgemein ist, großentheils von dem Stande der Gelehrten herrühre. Denn fast alle Gelehrten dienen, und man weis ja schon die Denkungsart der Diener. Wenn man einem

solchen Diener droht ihm den Dienst zu nehmen, so ists eben so viel, als wenn man ihm drohte, ihm den rechten Arm zu zerschmettern, und er thut alles, was man von ihm verlangt, um seinen rechten Arm zu behalten.

Verzeihen Sie mir diese kleine Ausschweifung, sie kam aus gutem Herzen. Ich bin stets

Ihr

Freund,
v. Brav.

Achtzehnter Brief.

Der Oberste von Brav an Carln.

Holdersleben, den 24sten Sept.

Lieber Carl!

Ich bin doch itzo wieder so weit hergestellt, daß ich ausgehen und schreiben kann. Doch ist mein

mein Leben noch ziemlich freudenlos, indem ich in beständiger Furcht schweben, und jede Spannung in Händen oder Füssen, als einen Vorboten von neuen Schmerzen, ansehen muß. Deswegen kann ich auch deine langen Briefe vor dießmal nicht durchaus beantworten.

Was die Rübnerin anbetrift, so laß sie mit ihrem Kinde zu mir kommen; wenn sie arbeiten will, so wird sie in meinem Hause Brod finden, und meine Frau hat mir versprochen, daß sie auf ihre Aufführung ein wachsames Auge haben will. Wenn wir doch nur den armen Menschen, der sie liebt, ausfindig machen, und ihm guten Rath geben könnten, ehe er in Verzweiflung fällt, und sich selbst unglücklich macht.

Die Beschreibung, die du mir von der Grünauischen Bürgerschaft machst, ist sehr traurig, aber, wie ich gewiß glaube, nur allzu wahr. Und doch hast Du sie nur von ihrer glänzendsten Seite gesehen. Sie war ja in Galla, da Du sie sahest, die rüstigsten waren nur ausgezogen, und die elendesten saßen und lagen in

ihren

ihren Winkeln, die Greise, die alten Mütter, die Krüppel, die auf vermodertem Stroh dem Tode entgegen winseln, waren Dir nicht sichtbar. Ach Carl! Carl! Es ist mehr Elend in der Welt, als man glaubt. Man sucht blos die Oerter auf, wo getändelt, gescherzt und gelacht wird, flieht aber die Winkel, wo die leidende Menschheit mit Hunger, Frost, Ungeziefer und Schmerzen kämpft; wenn daher jemand vom menschlichen Elende schreibt, so sperrt man die Augen auf, schüttelt den Kopf, spöttelt, und sagt, er übertreibe die Sache. Diejenigen kennen es schon besser, die Gelegenheit haben in das Innerste der menschlichen Haushaltungen zu sehen. Ließ z. E. nur das Gemälde, das Sintenis, in beyliegender Predigt, vom Zustande der Hausarmen in Zerbst macht, und beseufze mit mir den traurigen Zustand der Menschheit, und schicke ihm, was du schicken kannst. Denn einen Mann, der freywillig sich aufwirft, die Leiden seiner Brüder zu lindern, darf man nicht ohne Unterstützung lassen.

Zugleich aber versichere ich Dir auch, daß in allen mir bekannten Städten beynahe eben so viel Jammer wohne; es fehlt ihnen nur der Sintenis, der ihn aufsucht und bekannt macht.

Bey diesem mannigfaltigen Jammer, unter dem die Menschheit seufzet, ist einer der größten, die übertriebne Vorstellung, die man sich von Fürsten macht. Gott und Fürst fließt beynahe in Eins zusammen, und bey jedem Ungemach, das sich zuträgt, heist es: wir wollen eine Supplik an den Fürsten machen. Da werden diese Herren mit Bittschriften fast erstickt, und am Ende so zur Ungeduld gereizt, daß sie sie ungelesen lassen. Es ist ja auch unmöglich, daß sie allen helfen können. Die Worte des Psalms werden wohl immer wahr bleiben: verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, und können ja nicht helfen. Denn auch der beste Fürst hat doch nicht mehr, als blos menschlichen Verstand. Wie will denn dieser alle den Jammer übersehen und wegschaffen können, der in allen Winkeln seines,

oft weitläuftigen, Reichs sich befindet? Das ist die Sache des Bürgers, daß er, mit Zuziehung verständiger Mitbürger, den Klagen abhilft, die er um sich herum hört. So lange aber jene hohe Meinung von fürstlicher Macht nicht aufhört, hat Niemand Zutrauen zu sich selbst, Niemand läßt es sich einfallen, daß er selbst, sich und andern helfen könne.

Stelle Dir vor ein Häufchen verzögne Kinder, die gewohnt sind, von ihrem Papa und Mamma, über jeden kleinen Graben gehoben, auf jeden kleinen Hügel geführt zu werden; davon eines in ein klein Wasser fällt, die Hände von sich streckt und schreyt, und alle ängstlich am Ufer herumlaufen und schreyen: Hülfe! Hülfe! und Niemand es sich in den Sinn kommen läßt, selbst zu helfen: so hast du ein Bild von der Muthlosigkeit unserer Zeiten.

Nothwendig müssen solche Muthlose, Unentschloßne, den Fürsten verächtlich werden; und wenn sie das Unglück haben, unter den Zepter eines Mannes zu kommen, der zum Despotismus geneigt ist, so hängt ihr ganzes

Schicksal von seinem Willkühr ab, und die Fürstenfurcht nimmt immer mehr überhand. Merkwürdig ist es doch, daß die Fürstenfurcht eben so zugenommen, wie sich die Gottesfurcht vermindert hat. — —

Dein Traum hat mich sehr gerührt, und ich habe guten Grund, seine Erfüllung zu hoffen. Denn wenn ich einen Berg sehe, dessen Oberfläche mit entwickelten Tannenkeimen bedeckt ist, wer will es mir denn verdenken, wenn ich sage: da wird nach wenigen Jahren ein Tannenwald stehen! Die Keime zu bessern Zeiten entwickeln sich ja durch die ganze Welt; die vorzüglichsten Elendsschöpfer, die Myriaden andere, die ihnen behülflich waren, an sich gekettet hatten, der Pabst und Sultan, sind so mürbe gemacht, daß man ihren gänzlichen Untergang mit Gewißheit voraus sagen kann; die Intoleranz ist entlarvt; die Ueberzeugung, daß unnöthiger Krieg Schande bringe, nimmt zu; die Fürsten suchen nicht mehr ihre Ehre darinne, daß sie Fesseln schmieden, sondern daß sie sie zerbrechen; Christen und Juden fangen an,

sich

sich als Brüder zu umarmen; die Keime zu den Zeiten, da das menschliche Elend aufhört, die das Menschengeschlecht, seit seinem Entstehn, erwartet, und die die Bibel versprochen hat, fangen an sich zu entwickeln: Ist der nun wohl ein Schwärmer, der behauptet, daß die bessern Zeiten nahe sind?

Laß uns, lieber Carl, an uns und denen bessern, die um uns sind, und sey versichert, daß jedes Bestreben nach Besserung, die bessern Zeiten uns näher bringe!

Laßt uns besser werden!

Gleich wirds besser seyn!

Deinetwegen habe ich, sowohl an Deine Mutter, als an Henriettens Vater, geschrieben. Von beyden Briefen verspreche ich mir gute Wirkung. Der, der sich am mehresten freuen wird, wenn er Dich an Henriettens Arme als zärtlichen Ehemann sieht, der ist

Dein

redlicher Vetter,

v. Brav.

Neunzehnter Brief.

Die Räthin Namur an Carolinen Menzerin.

Grünau, den 30. Sept.

Du mußt doch wirklich, liebe Schwester, am Hofe gute Tage haben, denn du vergißt mich ganz, und schreibst mir nicht eine Zeile. Gienge Dir es wie mir, Du würdest gewiß froh seyn, wenn Du einmal dem Herzen Luft machen, und Dein Anliegen Deiner besten Freundin, deiner Schwester, entdecken könntest.

Mein Jammer ist desto größer, und ich fühle mich recht selig, daß ich mich an den Tisch setzen und ihn in diesen Brief ausgiessen kann.

Am vergangnen Montage wurde ich in das Consistorium citirt, um da ein Urtheil, wegen des Processes, den ich mit meinem Manne habe, anzuhören. An den Tag werde ich mein lebelang denken. Da ich in die Stube trat, wo sich das Consistorium versammlet, sahe ich eine lange

Reihe

Reihe von geistlichen und weltlichen Herren, die sich alle ein solch Ansehen gaben, als wenn auf ihnen des heiligen Römischen Reichs Wohlfahrt beruhe. Ich albernes Ding sahe sie an als Engel Gottes, aus deren Händen ich meine Zufriedenheit empfangen sollte. „Gott bewahre mich mein lebelang vor solchen Engeln!

Ehe ich mein Urtheil anhörte, wurden erst zwey andere Partheyen vernommen. Die eine war ein Bürger, den ich für dreyßigjährig hielt der seiner verstorbenen Frauen Schwester bey sich hatte, und um die Erlaubniß anhielt, sie ehelichen zu dürfen.

Hier hast du das Protokoll von diesem Verhöre. Der Superintendent fragte den Bürger, was sein Anbringen sey?

B. Ich wollte sie nochmals recht inständig, fußfällig, um die Wunden des gekreuzigten Heilandes Willen, bitten, ob es denn gar nicht angehe, daß ich das gute Mädchen heyrathen dürfe?

S. Er hat seinen Bescheid. Warum überläuft er uns denn immer von neuen? giebt es denn sonst keine Dirnen als diese?

B. Genug und satt, Ihro Hochwürden Magnificenz, aber unter allen denen ist doch kein Dorchen.

S. Was ist denn an dem Dorchen? Was denn? Es giebt ja mehrere Dirnen die Dorchen heißen.

B. Ihro Hochwürden Magnificenz, es ist mir ja gar nicht um den Namen zu thun. Meinetwegen möchte sie ja Dorchen oder Sabinchen heißen. Aber sehn sie, weis der liebe Gott, wenn ich sie sehe — es ist — es ist, wie wenn ich meine liebe selige Frau sähe. Sie sieht ihr so ähnlich, als ein Ey dem andern. Ihro Magnificenz, sollte es denn gar nicht möglich seyn?

S. Thut nichts; er hat seinen Bescheid.

B. Und nehmen sie nur hin! Da habe ich die zwey armen Würmerchen zu Hause, die mutterlosen Waisen, die sind nun einmal an das Dorchen gewöhnt, sie hat sie nun ein und ein halbes Jahr, wie eine Mutter, versorgt. Ihro Hochwürden Magnificenz!

S. Thut nichts.

B.

B. Nun so bitte ich sie um Gotteswillen, sagen Sie mir doch, warum ich das Mädchen nicht haben soll?

S. Er hat seinen Bescheid.

B. Ich bin ja aber doch kein — ich bin ja doch ein Mensch, ich muß doch wissen, warum ich das Mädchen nicht haben soll?

S. Hat er die Bibel nicht gelesen? weis er nicht, was Gott 3 B. Mos. 18. im achtzehnten Vers spricht: Du sollt auch deines Weibes Schwester nicht nehmen, neben ihr ihre Schaam zu blößen?

B. Das habe ich schon als ein kleiner Junge gelesen; was geht mich denn aber das an? es heist ja, man soll die Schwester des Weibes nicht nehmen, neben ihr! ich habe sie ja nicht genommen neben ihr; meine liebe Frau ist ja todt!

S. Er hat seinen Bescheid.

B. Ey was Bescheid hin, was Bescheid her. Ich will doch den Grund und die Ursache und das Fundament davon wissen. Moses verbietet ja nur, daß man des Weibes Schwe-

ster nicht nehme, so lange das Weib lebt. Meine selige Frau ist ja aber lange todt. Und wenn ichs gerade heraus sagen soll, wie mirs ums Herz ist, was geht mich Moses an; ich bin kein Jude! Ich glaube nicht an Moses, sondern an Jesum Christum. Jesus Christus hat das nicht verboten. Wenn ich alles thun sollte, was Moses gesagt hat, da dürfte ich auch keinen Hasenbraten und keinen Schinken essen.

S. Nu, nu, der Frauen Schwester ist kein Hasenbraten, und kein Schinken, weis er es — und er sollte sich schämen, solche unanständige Vergleichungen zu machen. Denk einmal, der Frauen Schwester und Hasenbraten, und Schinken: He! he! he! Weis gar nicht, was der Mann haben will. Genug, er hat seinen Bescheid.

B. Ey ich bin aber mit dem Bescheide nicht zufrieden.

S. Lieber Meister! Ich weis, er ist immer ein feiner, stiller, ehrlicher Mann gewesen —

B. Und das bin ich noch.

S.

S. Und hat sich fleißig im Beichtstuhle und zum heiligen Abendmahle eingefunden.

B. Das thue ich alles noch. Erst am vergangnen Sonntage bin ich zur Beichte gewesen.

S. Und ist niemals über ihn Klage gekommen.

B. Ich denke, es soll auch künftig keine über mich kommen.

S. Und will nun so ein ehrlicher Bürger, ein Vater von zwey Kindern, der ganzen Stadt ein solches Aergerniß geben.

B. Ich? Aergerniß? was denn für Aergerniß?

S. Will gegen göttliche und menschliche Gesetze solche Blutschande —

B. Ach du lieber Gott, da soll ich Blutschande treiben, ich ehrlicher Mann! Kurz und gut, wollen Sie mir gar nicht erlauben, mein Dorchen zu nehmen?

S. Nimmermehr werden wir in eine solche Sünde willigen.

B. Wenn Sie nicht einwilligen wollen, so will ich es auf mein Gewissen nehmen. Wenn mich

mich der liebe Gott einmal fragen wird: warum hast du deiner Frauen Schwester geheyrathet? Da will ich antworten: lieber Gott! weil es mir unser lieber Heiland nicht verboten hat, und weil mir auf der ganzen Welt kein Mädchen so recht gefiel, und weil ich dachte, wenn ich ein ander Mädchen nähme, sie möchte meine armen Kinder nicht gut halten.

S. Da würde der liebe Gott sagen, hast du nicht gelernt: seyd unterthan aller menschlichen Ordnung?

B. Und da würde ich gerade heraus sagen: ja, dieß habe ich gelernt, aber auch, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

S. Ist schrecklich, ist schrecklich, solche Schriftverdrehungen. Itzo kann er gehen. Das Hochehrwürdige Consistorium hat mehr zu thun.

B. Nun, wenn Sie denn sich nicht wollen erbarmen, und wollen sich nicht erbarmen, und wollen keine Bitte und gar nichts lassen statt finden, so will ich nur alles sagen, wie es an sich selber ist; Dorchen ist schwanger.

S. Schwanger? schwanger? von wem denn?

B. Je von wem denn anders, als von mir? Ich habe das Mädchen seit Jahr und Tag im Hause.

S. Auch nicht gut.

B. Was hilft denn aber das alles, ich konnte doch meine Kinder, die mein Fleisch und Blut sind, nicht verderben lassen. Und auf der Gottes Welt meynte es ja kein Mensch besser mit ihnen, als Dorchen.

S. Ey wer heist ihn denn Unzucht treiben?

B. Lieber Gott! Ich bin ja ein Mensch! Ich habe nun seit Jahr und Tag supplicirt, daß Sie mir die Heyrath erlauben sollen.

S. Nun er kann nun gehen: das Hochehrwürdige Consistorium wird es bey weltlicher Obrigkeit anzeigen, und — er wird seine Strafe bekommen. Ist abscheulich! solche himmelschreyende Sünden mitten in der Christenheit.

B. Da wollen Sie doch wirklich einen ehrlichen Bürger zum Schelm machen?

S. Er hat seinen Bescheid!

B. Und das ehrliche, brave, Mädchen, das immer so christlich und stille gelebt hat, wollen Sie zur Hure machen?

S. Hilft alles Nichts; er hat seinen Bescheid.

B. Und den armen unschuldigen Wurm, den das Mädchen unter ihrem Herzen hat —

S. Hilft nichts! hilft nichts!

B. Nun, du lieber Gott! ich habe kein Geld zum appelliren, aber an deinen Richterstuhl appellire ich — komm, Dorchen — Gott lebt noch! wir sind ehrliche Leute, Gott wird uns nicht verlassen.

Kaum war er hinaus, so diktirte der Superintendent dem Secretair eine Bittschrift an die weltlichen Gerichten, in welcher diese ersucht wurden, dem unglücklichen Mädchen, bey Zuchthausstrafe, zu befehlen, ihres Schwagers Haus zu verlassen.

Mir zitterten alle Glieder vor dieser Grausamkeit. Mit kaltem Blute die Geliebte aus den Armen des Liebhabers — die Pflegerin

von den Kindern reissen — unschuldige Liebe zum Verbrechen – drey unschuldige Leute auf einmal unglücklich machen — das ist doch schrecklich!

Nun kam die andere Parthey. Es war ein alter eisgrauer Mann, mit einem jungen Mädchen, so rasch und flink wie Du, und ihren Eltern. Ich glaubte, es wäre des Mädchens Großvater. Stelle Dir nun einmal vor, wie ich erstaunen mußte, da ich hörte, daß es des Mädchens Bräutigam wäre. Sie wurde befragt, ob sie nun gesonnen wäre, diesen Mann zu ehelichen? Thränen waren die Antwort. Sie wurde nochmals befragt, da sagte sie: ja nun, wenn es nicht anders seyn kann. Sogleich mußte es protocollirt werden, und alle wünschten Gottes Segen zur glücklichen Verbindung. So bald als Braut und Bräutigam abgetreten waren, erhielten die Eltern noch einen besondern Glückwunsch, und dankten für die gnädige Vermittelung des Hochwürdigen Consistoriums. Sie sagten zwar, daß ihre Tochter noch an einem jungen, nackten, Kerl hinge,

meynten aber, es würde sich mit der Zeit alles geben, und alle die hochgelahrten Herren meynten es auch.

Liebe Karoline! was sagst du dazu? Die einander lieben, und für einander scheinen gemacht zu seyn, reissen sie von einander, und andere verbinden sie auf lebenslang, von denen jeder, der Menschenverstand hat, voraus sehen kann, daß sie einander unglücklich machen werden. Einen alten kraftlosen Mann mit einem jungen Mädchen zusammen verbinden, auf lebenslang zusammen verbinden, das ist doch warlich eine Sünde gegen die Natur. Denn ich will alles voraus sagen, wie es in dieser Ehe gehen wird. In den ersten Wochen wird der alte Graubart alle seine Kräfte zusammen nehmen, um jung zu scheinen, das kostet ihm gewiß etliche Jahre von seinem Leben. Nach etlichen Wochen zeigt sichs doch, daß er nicht jung ist, er fühlt sein Alter und ärgert sich, so oft er die junge Frau ansieht. Nun kommt etwa der junge nackte Kerl gegangen, macht der Frau ein freundlich Compliment, und sie

giebt

giebt ihm dafür einen freundlichen Dank. Da kannst du leicht denken, was der Mann für Gesichter schneiden, wie er murren und sich grämen wird. Das junge Weibchen giebt ihm schnöde Reden, darüber grämt er sich noch mehr. Seine junge Frau ist ihm eine beständige Pein. Am Ende werden Gelegenheiten gesucht, den jungen nackten Kerl da und dort zu sprechen — Das Uebrige kannst Du leicht errathen.

Ich setze meinen Kopf zum Pfande, wenn es nicht so geht. Ob nun das alles die hochgelahrten Herren nicht einsehen können, oder nicht einsehen wollen, das weis ich nicht.

Nimms mir nicht übel, liebe Schwester, daß ich alles so heraus poltere, wie es mir in den Kopf kommt, ich bin im Affekte, ich kann nicht anders.

Fortsetzung.

Wirst es mir nicht verdenken, daß ich im Affekt bin, wenn ich Dir schreibe, wie es mir gegangen ist.

Mein Urtheil wurde mir nun vorgelesen, es war theils lateinisch, theils so kauderwelsch deutsch, wie kein vernünftiger Mensch mehr schreibt. Da es verlesen war, war ich so klug wie zuvor.

Die Herren nickten mir zu, daß ich nun gehen könnte. Ich sagte aber, ziemlich heftig, was haben Sie mir denn eigentlich vorlesen lassen?

Der Superintendent antwortete, Sie haben es ja gehört: Ihr Urtheil.

J. Das weis ich wohl. Aber warum lesen Sie mir denn Latein vor? Was geht mich denn das Lateinische an? Sie wissen ja, daß ich nicht studirt habe.

S. Das ist nun einmal so Herkommens, und Sie werden es doch nicht anders machen.

J. Ich muß doch aber wissen, was in meinem Urtheil steht. Verdeutschen Sie mir es doch! Habe ich denn recht oder unrecht?

S. Das geht uns weiter nichts an. Fragen Sie ihren Herrn Advokaten, der wird Ihnen alles erklären.

J. Ich habe ja das Urtheil aber nicht von meinem Advokaten, sondern von Ihnen, hören wollen.

S. Wenn Sie es denn nun durchaus wissen wollen, so will ich es Ihnen sagen: Sie haben Unrecht.

J. Ich? Unrecht? in einer so offenbar gerechten Sache? Wer sind die Leute, die sagen, daß ich unrecht hätte?

S. Die Akademie zu Mutzlau. Sie werden doch gegen die Aussprüche einer so hochberühmten Akademie nichts einzuwenden haben?

J. Was Akademie, was Akademie! bin ich nicht berechtigt, mich von einem Ehebrecher zu trennen?

S. Das wird Ihnen niemand streitig machen.

J. Und ist denn der nicht ein Ehebrecher, der, neben seiner Frau, zwey Mädchen schwängert?

S. Das wohl! Wer hat denn aber neben seiner Frau zwey Mädchen geschwängert?

J. Hier! der Mann, der Treulose, der Rath Namur.

S. Ja, das müssen Sie eben beweisen.

J. Habe ich es denn nicht bewiesen? Haben denn die Huren nicht gesagt, daß sie von ihm Kinder hätten?

S. Das verstehen Sie nicht, Frau Räthin. Dem darf man nicht glauben, der seine eigne Schande gesteht. Sie müssen bessern Beweis bringen.

J. Und welchen denn? Meines Mannes Aussage? Wenn es dieser eingestünde, so sagten Sie wieder: dem dürfe man nicht glauben, der seine eigne Schande gestünde. Wen soll ich denn sonst zum Zeugen anführen? Nimmt man denn Zeugen dazu, wenn man die Ehe bricht?

S. Wir können bey der Sache weiter nichts thun. Wenn die Frau Räthin mit dem Urtheile nicht zufrieden sind: so können Sie ja appelliren. Ueberlegen Sie die Sache mit Ihrem Herrn Advokaten.

J.

J. Was braucht es denn lange Ueberlegung? ich appellire hier auf der Stelle an den gesunden Menschenverstand. Der gesunde Menschenverstand thut aber den Ausspruch: Daß eine Frau Erlaubniß habe, sich von einem Ehebrecher zu trennen, weil es gegen die menschliche Natur ist, einen Treulosen zu lieben und hoch zu achten. Und weil es Barbarey ist, von einer Person zu verlangen, daß sie einen Menschen allen andern vorziehen soll, der ihr die empfindlichsten Kränkungen zugefügt hat.

S. Ja, wenn es nur erwiesen wäre.

J. Für dem gesunden Menschenverstand ist das Beweis genug: wenn zwey Weibspersonen versichern, daß sie von einem Manne schwanger sind.

S. Ey was geht uns der gesunde Menschenverstand an. Bey uns geht alles den Weg Rechtens. Lassen Sie dem Rechte seinen Lauf.

So hatte ich also meine Abfertigung.

Ich lief den Nachmittag zum Diakonus Rollow, und stieß gegen ihn aus, was ich auf meinem Herzen hatte. Der antwortete mir aber

mit einem sehr bittern Lächeln: Liebe Frau Räthin! mit dem gesunden Menschenverstande kommen Sie weder in geistlichen noch weltlichen Gerichten aus: da geht alles den Weg Rechtens. Wir urtheilen nicht mit unserm eignen Verstande, sondern lassen Auswärtige urtheilen, die weder den Charakter des Klägers noch des Beklagten kennen. Und darauf kommt doch alles an. Denn es ist ja ganz etwas anders, wenn ein Mann von erprobter Rechtschaffenheit von einem lüderlichen Weibsbilde angeklagt wird, als wenn ein Mädchen, das sonst unschuldig war, einen Mann anklagt, der so leichtfertig ist, als der Ihrige. Das alles wissen ja aber die Auswärtigen nicht. Und diese urtheilen wieder nicht mit ihrem eignen Verstande, sondern nach Gesetzen, die weder für unsere Nation, noch für unser Zeitalter passen. Aber das kann ich nun ein vor allemal nicht ändern. Wenn ich nicht desperat werden will, so muß ich mich nothwendig bestreben, es so weit zu bringen, daß ich mit kaltem Blute einen Unschuldigen nach den andern, nach dem Wege

Rech-

Rechtens, in Abgründe des Elends stürzen sehen kann. Daß Ihr Mann ein Ehebrecher ist, daß Sie Ursache haben, sich von ihm zu trennen, das weis ja die ganze Stadt. Aber auf dem Wege Rechtens kann es leicht so weit kommen, daß Sie den Ehebrecher behalten und ihm noch Abbitte und Ehrenerklärung thun müssen.

Das war also aller Trost, den mir der Mann gab, auf den ich sonst meine ganze Hoffnung stellte.

Ach, liebe Schwester! Wenn man doch nicht so sehr die öffentliche Sicherheit priese, die in unsern aufgeklärten Zeiten herrschen soll. Wir haben weiter keine Sicherheit als gegen Straßenräuber. Deinen Bräutigam hat man ermordet, und Niemand ist da, der sein Blut räche. Und ich — mitten in einem policirten Staate, bin ich auf Lebenslang unglücklich gemacht worden, und finde nirgends Schutz. Die Plünderung meines ganzen Hauses wäre ja ein Bagatell, gegen den markaussaugenden Gram, den ich dulde! Was hilft mir es denn, wenn man mein Geld schützt, und meiner Ehre und meiner Zu-

friedenheit nicht Sicherheit verschaft? Vor der ganzen Stadt bin ich ja beschimpft. Ich bin nicht Hure, nicht Frau, nicht Wittwe, ein Spott der Leute bin ich. Ich unschuldige Frau!

Du weist, wie vorsichtig ich gewählt habe. Die gute Bildung, die mir Gott gegeben hat, und die gute Erziehung, die uns unsre rechtschafnen Eltern schenkten, machten der Stadt glaubend, daß der Mann sehr glücklich seyn müsse, der mich zur Frau bekäme. Die besten Jünglinge bewarben sich um mich. Mein Herz wählte den Professor Zörber. Da aber meine Eltern mir vorstellten, daß Namur ein ansehnliches Amt habe, und auch versicherten, daß sein Charakter besser sey: so folgte ich dem Willen der Eltern mehr, als der Stimme des Herzens. Und nun sehe ich mich so betrogen. Sehe, wie der Nichtswürdige von meiner Seite sich wegschleicht, um seine Kräfte in den Armen läderlicher Weibsbilder zu verschwenden, und Niemand will mich gegen solche Beleidigungen schützen! Gott! Gerechter! Was soll ich von dei-

deiner Vorsehung sagen! Doch — ich verehre sie: denn mitten in den heftigsten Stürmen giebt sie mir Trost. Und wenn ich mich mit nichts zu beruhigen weis, so umarme ich meine beyden Kinder, und weine über ihren Gesichtern; und wenn sie fragen: warum weinst du, Mutter? so sage ich, es sind Thränen der Liebe, die ich weine.

Ich hoffe, Gott wird mich auch gegen andere Ausschweifungen schützen. Wenn ich freylich sehe, wie unwürdig mein Mann meiner Liebe ist; wie zärtlich gewisse junge Herren meine Hand küssen und drücken, und lamentiren, und ich fühle, daß ich ein Weib bin: so sehe ich nichts mehr, was mich abhalten sollte, gleiches mit gleichem zu vergelten. Wenn ich aber wieder auf meine Kinder sehe — Bedenke, daß ihre Liebe, und das Zeugniß eines guten Gewissens, das einzige ist, woran ich mich noch erfreue: so finde ich mich bald von meinen Verirrungen wieder zurück.

Gott gebe, daß Du ein glücklicher Leben führen magst als

Deine

unglückliche Schwester

Ernestine Namur.

Zwanzigster Brief.

Louise Helwingin an Zelnick *).

Grünau, den 1sten Oktober.

So kann ich also, mein Lieber! unter keiner andern Bedingung die Ihrige werden, als wenn ich der Frisur entsage? Auch alsdann nicht, wenn ich Ihnen zuschwöre, daß ich allen Leuten, und auch den Kindern, die uns Gott schenken würde, sagen will, daß die Frisur eine Narrheit

sey,

*) Vor diesem Briefe ist eine lange Correspondenz zwischen Zelnick und der Helwingin hergegangen, die man aber, um des Raums zu ersparen, nicht eingerückt hat.

sey, daß mir aber diese Narrheit verziehen werden müßte, weil ich von Kindheit auf daran wäre gewöhnt worden? Auch alsdann nicht, wenn ich Ihnen zuschwöre, daß ich niemals gestatten will, daß eines Ihrer Kinder frisirt werde? Harter, lieber unerbittlicher Mann! So muß ich Ihnen schreiben — daß — ich — ich — nicht werden — kann — die Ihrige.

Ich sinke halb ohnmächtig zurück, indem ich dieß schreibe. Ich habe nie, mit Thränen schreibe ich es, und meine Hand bebt, indem ich es schreibe, nie habe ich einen so liebenswürdigen Mann gekannt, als Sie; von keinem habe ich mir ein so paradisisches Leben versprochen, als von meinem Zelnick, von meinem Zelnick! dessen Bild mit meinem Herzen zusammengewachsen ist. Aber — ich kann nicht anders, ich muß dem größten Glück entsagen, das ich mir wünschte, dem Glück, die Ihrige zu seyn. Es giebt Ursachen, die manchen Frauenzimmern die Schnürbrüste, andern die breiten Halskrausen, und noch andern den Puder nothwendig machen. So giebt es auch andere,

warum manchen die Frisur Bedürfniß ist. Und diese sind bey mir.

Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Leben Sie wohl, und seyn versichert, daß ich Ihren Verlust lebenslang bedauern, und seufzen werde, so oft falsches Haar mir angekünstelt wird.

Louise Helwingin.

Ein und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Grünau, den 3ten Oktober.

Ach, bester Herr Vetter! ich bin verlohren, unwiederbringlich verlohren. Das Gerücht, als wenn ich mit jenem lüderlichen Weibsbilde, von dem ich Ihnen geschrieben habe, zu vertraulich gelebt hätte, hat sich durch ganz

Grünau verbreitet, und ist bis zu den Ohren meiner Henriette gekommen.

Gestern gieng ich zu dem Diakonus, er empfing mich kalt, die Diakonusin machte mir ein höhnisch Compliment, Henriette trat herein, mit Augen, die vom Weinen aufgeschwollen waren. Ich lief ihr entgegen, und ach, sie stieß mich zurück. Ich wollte ihre Hand fassen, und sie zog sie unwillig weg, und sagte, mit Zähneknirschen: Betrüger!

Mit Thränen wendete ich mich an den Diakonus und bat ihn, mir dieses Räthsel zu erklären. Er antwortete aus einem hohen Tone: Sie bestrafen mich, Herr von Carlsberg, wegen der Thorheit, die ich damit begangen habe, daß ich einem meiner Grundsätze untreu geworden bin.

J. Und welcher ist dieser?

D. Nie einem Frauenzimmer mit einem Studenten Umgang zu erlauben.

J. Erklären Sie sich deutlicher!

D. Ich habe Sie von dem gewöhnlichen

Schlage der Studenten ausgenommen; ich sehe aber wohl, daß ich mich geirret habe.

J. Und warum?

D. Weil Sie eben sowohl lüderliche Häuser besuchen, als andere. Sie haben meine Henriette beschimpft, lebenslang wird es ihr ein Vorwurf bleiben, daß sie mit einem solchen Manne Umgang gehabt hat. Der einzige Beweis, den Sie noch von Ihrer Redlichkeit geben können, ist dieser, daß Sie, von dieser Stunde an, mein Haus meiden, und Henrietten entsagen, und gegen die ganze Christenheit es verschweigen, daß Sie jemals, (hier traten ihm die Thränen in die Augen,) von der ehrlichen, unschuldigen, Henriette einen Kuß bekommen haben.

Ich verstummte einige Augenblicke, dann nahm ich alle meine Kräfte zusammen, meine Unschuld zu beweisen. Es war aber alles umsonst. Die Diakonusin und Henriette entfernten sich, und der Diakonus kehrte mir den Rücken zu.

So beschimpft mußte ich fortgehen.

Die

Die Feder fällt mir aus den Händen; ich kann nicht mehr.

Carl.

Zwey und zwanzigster Brief.

Der Diakonus Rollow an Herrn Colbert.

Grünau, den 3ten Oktober.

Nachdem ich vier Wochen mit mir selbst gekämpft habe, muß ich doch einen Schritt thun, vor dem ich selbst erröthe. Ich muß Sie, lieber Freund, bitten, mir zweyhundert Thaler vorzustrecken. So viel bin ich nach und nach an Krämer und Handwerksleute schuldig geworden.

Sie kennen meine ganze Haushaltung, und wissen, daß weder ich, noch meine Frau, uns jemals der Verschwendung schuldig gemacht, uns vielmehr manchen Aufwand versagt haben, den sich andere erlauben, und zum Wohlstande rech-

rechnen. Das alles ist aber nicht hinreichend gewesen, uns gegen Schulden, zu schützen — ach, Gott! gegen Schulden, über die der Leichtfertige spottet, die aber dem Manne, der auf Ehre hält, das Mark aus den Beinen saugen.

Sie dürfen sich aber hierüber gar nicht wundern. Unsere Besoldungen sind gemacht worden zu der Zeit, da man seinen Freund mit einem Glase Bier empfing, da die Abgaben sehr mäßig waren, ein Huhn einen Groschen, und ein Hase zwe) Groschen kostete, und die Welt noch glaubte, daß die Geschenke, die man dem Prediger gäbe, so gut wären als ein Sühnopfer. Daß nun das alles nicht mehr ist, wissen Sie. Gleichwohl ist mein Gehalt, von 150 Rthlr. jährlich, nicht um einen Kreuzer erhöhet worden. Und die sogenannten Accidentien, die mein Vorfahre auf hundert Thaler anschlug, kann ich auch nicht höher als gegen funfzig rechnen. Denn es ist mir unmöglich, von armen Leuten etwas zu nehmen, die mehr meiner, als ich ihrer, Unterstützung nöthig haben.

So sehr ich mich auch über den Uebelstand, den man Wohlstand nennt, hinausgesetzt habe, so muß ich doch manches thun, das ich für unnöthig halte, damit ich nicht lächerlich werde. Ich muß doch meine Frau wenigstens in Cattun kleiden, wenn sie nicht von allen Gesellschaften ausgeschlossen seyn soll; meine Kinder muß ich doch besser als Bauernkinder halten, wenn ich nicht der Gegenstand der öffentlichen Spötterey werden will; ich muß doch bisweilen einen neuen Mantel und schwarzen Rock haben, wenn man mich nicht für einen Ketzer halten soll; dem Freunde, der mich besucht, muß ich doch einen Kaffee oder ein Glas Wein vorsetzen, wenn man mich nicht als einen Mann ausschreyen soll, der nicht zu leben wüßte. Wie ist es denn nun möglich, alle diesen Aufwand von 200 Reichsthaler zu bestreiten?

Vielleicht sagen Sie: wenn der Herr nicht mehr Einnahme hat, so darf er keinen Kaffee und keinen Wein trinken? Und hierinne haben Sie gewissermassen Recht. Bedenken Sie doch aber wohl, daß mir der Kaffee gleich ist einge-

flößt worden, da ich die erste Luft einathmete, und mir beynahe eben so ein Bedürfniß, wie die Luft, geworden ist. Und was den Wein betrift, so denke ich auch, wenn so viele Faullenzer sich im Weine betrinken, so ist es ja wohl einem arbeitsamen Manne erlaubt, von dem Getränke, das der Allgütige für alle Menschen erschaffen hat, täglich ein Paar Gläser zu genießen.

Oder wollen Sie vielleicht, daß ich andere Arbeiten treiben soll? So sage ich Ihnen gerade heraus, daß ich sonst nichts gelernt habe, und, daß ich sonst nichts gelernt habe, ist warlich nicht meine Schuld.

Ich will Sie bezahlen als ein ehrlicher Mann; von meiner Einnahme nicht: denn das ist mir unmöglich. Sie wissen aber doch, daß mein väterliches Erbtheil, nun, da mein Bruder hingerichtet worden ist, gegen 2000 Rthlr. beträgt. Auf diese verweise ich Sie. Bis dahin, daß ich meine Schuld abtragen kann, will ich sie gern mit 5 pro Cent verzinsen.

Ich hoffe, Sie werden mich keine Fehlbitte thun lassen. Denn daß Sie ein lieber, gefälli-

ger Mann sind, das weis ich, und daß Sie so viel Geld haben, daß Sie 200 Rthlr. leicht entrathen können, weis ich auch. Wenn Sie mich verlassen, so weis ich nicht, was ich thun soll. Denn ausser Ihnen kenne ich Niemanden, dem ich mich zu entdecken wagte. Ich erwarte baldige Antwort, und bin stets

der Ihrige.

Rollow.

Drey und zwanzigster Brief.

Colbert an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 4ten Oktober.

Mein lieber Herr Diakonus!

Ich diene meinem Nebenmenschen von Herzen gern, so viel ich kann, und ohne Ruhmredigkeit kann ich Sie versichern, daß mir niemals ein rechtschafner Mann seinen Kummer geklagt

 hat,

hat, dem ich nicht geholfen hätte, wenn es meine Umstände erlaubten. Itzo aber hat es sich bey mir ausgeholfen, und ich bin, so wahr ich Colbert heiße, so weit, daß ich beynahe anderer Hülfe bedarf. Das wird Ihnen unglaublich scheinen, weil Sie wissen, daß ich gute Geschäfte mache. Aber Sie wissen auch, daß ich die Wahrheit rede, und daß bey mir noch immer das alte Sprüchwort gilt: Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann!

Gott stehe uns beyden bey und bewahre uns vor Verzweiflung! Ich bin

Ihr

bereitwilliger
Colbert.

Vier und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten v. Brav.

Grünau, den 4ten Oktober.

Es thürmt sich ein neues Unglück über mir auf. Nachdem ich Henriettens Liebe verlohren habe, benimmt man mir auch die Gelegenheit, meine Unschuld gegen sie zu erweisen. Meine Schlägerey ist verrathen, ich bin relegirt.

Gestern trat der Pedell in meine Stube, und sobald ich ihn sahe, sagte mir mein Herz auch schon alles.

Er zeigte mir an, daß ich sogleich zum Prorektor kommen sollte, welches itzo der Professor Bender ist. Die erste Frage, die er an mich, bey dem Eintritte in seine Stube, that, war diese:

Wollen Sie freymüthig, ohne alle Zurückhaltung einige Fragen beantworten, die ich Ihnen vorzulegen habe?

J. Gerne, so weit ich Sie zu antworten im Stande bin.

P. Haben Sie sich nicht ohnlängst mit Herrn Hauer geschlagen?

J. Ja.

P. Wer von Ihnen beyden hat denn den andern zuerst geschlagen?

J. Ich. Ich habe Hauern zwey bis drey Ohrfeigen gegeben.

P. Und warum haben Sie das gethan?

J. Weil er mir Schuld gab, daß ich mit einem lüderlichen Weibsbilde, das in dem Wirthshause, wo die Schlägerey geschahe, sich aufhielt, mich vergangen hätte, und ich solche Beleidigung nicht auf mir sitzen lassen konnte.

P. Wissen Sie, was unsere akademischen Gesetze über den beschließen, der den andern schlägt?

J. So viel ich weis, die Relegation.

P. Also haben Sie sich Ihr Urtheil selbst gefällt. Es thut mir leid, daß ich Ihnen im Namen des akademischen Senats ankündigen muß, daß Sie relegirt sind, und, binnen hier

und sechs Tagen, die Stadt zu räumen haben.

J. Haben Sie aber gehört, daß während meines Aufenthalts in Grünau, jemals Klage über mich gekommen ist? Habe ich je ein Kind beleidigt? Habe ich je einem Mädchen etwas Unanständiges gesagt?

P. Von dem allen habe ich nichts gehört. Ich habe Sie vielmehr immer als einen edeln Jüngling rühmen hören, der unserer Akademie Ehre macht.

J. Das ist mir lieb. Aber von Hauern, was haben Sie da gehört?

P. Die Frage zu beantworten, halte ich mich eben nicht für verbunden. Unterdessen gestehe ich, daß Herr Hauer fast alle Wochen verklagt wird, und schon einigemal im Carcer gesessen hat.

J. So einen Mann, wie ich bin, wenn ich auch gleich mich für weiter nichts, als für einen ehrlichen Kerl ausgebe, verdammen Sie, und einen Hauer sprechen Sie los?

P. Ich spreche nach den Gesetzen. Und es thut mir leid, daß ich durch meinen Ausspruch einem Manne Wehe thun muß, den ich hochschätze.

J. Sie sagen mir etwas Unbegreifliches! Wenn Sie mich wirklich hochschätzen, warum relegiren Sie mich denn?

P. Ich bin nicht Gesetzgeber, sondern Richter. Ich muß nach den Gesetzen sprechen, die da sind, und nach diesen habe ich Recht gesprochen. Warum sind Sie denn nicht vorsichtiger? Warum besuchen Sie denn lüderliche Häuser?

J. Aber warum dulden Sie denn lüderliche Häuser, in die man nicht schreiten kann, ohne seinen ehrlichen Namen zu verlieren, in einer Gegend, wo Menschen sich bilden sollen, die dazu bestimmt sind, Aufklärung und Heil über die Menschheit zu bringen?

P. Die Frage macht Ihrem Herzen Ehre, aber —

J. Was wollen Sie mit diesem Aber sagen?

P.

P. Aber Sie haben vielleicht nicht bedacht, daß weder ich, noch meine Collegen, im Stande sind, solche Ausschweifungen zu verhindern. Thun Sie mir doch einen Vorschlag, wie man einen Haufen von 6 bis 800 jungen Menschen, die ohne Aufsicht und ermüdende Arbeit, grossentheils auch ohne moralische Grundsätze, sind, verhindern kann, daß sie kein unzüchtiges Leben führen?

J. Das weis ich nicht. Aber auf die Art scheint es wahr zu seyn, was mir einer meiner Freunde sagte, daß die ganze Einrichtung der Akademien ein Schnitzer gegen die Moral und Psychologie wäre. Und mir kommen selbst die Akademien wie stehende Wasser vor, von denen sich Krankheit und Tod über die ganze Nachbarschaft ausbreitet.

P. Recht mögen Sie wohl haben. Sie sollten aber einem ehrlichen Manne solche Beleidigungen nicht ins Gesicht sagen.

J. Meine Absicht ist nicht, Sie zu beleidigen. Aber verdenken können Sie mir es auch nicht, wenn sich mein ganzes Herz gegen solche

Einrichtungen empört, die eine Quelle von Jammer für die Menschheit sind. Die sollten doch verstopft werden.

P. Das sollte freylich seyn. Erwarten Sie aber nur nicht von mir, oder einem meiner Collegen, diese Verstopfung. Ich und die mehresten meiner Collegen thun ihre Pflicht als rechtschafne Männer. Aber eine Einrichtung umzustoßen, die schon Jahrhunderte gedauert hat, und immer als eine Wohlthat Gottes angesehen worden ist, dazu ist nicht jeder gemacht.

J. Ich bin es überzeugt, und versichere Sie, daß ich mit Hochachtung gegen Sie, und verschiedenen Ihrer Herren Collegen, Grünau verlasse.

P. Aber noch eins. Wie viel verzehren Sie jährlich in Grünau?

J. Vierhundert Thaler.

P. Nun, da wäre ja wohl Rath zu schaffen. Ich will Ihnen, als Freund, den Rath geben, daß Sie sich einige Wochen in Perlewitz, oder in einem andern Dorfe, aufhalten, das unter fremde Herrschaft gehört,

und alsdann suppliciren, daß man Sie wieder aufnimmt. Da will ich dann vorstellen, daß Sie jährlich so viel Geld nach Grünau bringen, und da werden Sie gewiß recipirt. Leute, die 400 Rthlr. jährlich verzehren, relegirt man nicht gern in Grünau.

J. Verzeihen Sie mir, daß ich wieder etwas sagen muß, das Sie beleidigen wird. Wenn man mich wegen meiner Rechtschaffenheit nicht schonen will, so will ich auch wegen meiner vierhundert Thaler nicht geschont seyn.

P. Bravo! ich schätze Sie immer höher, je länger ich Sie sprechen höre. Leben Sie wohl! verkennen Sie, wegen der Unregelmäßigkeiten, die Sie in Grünau gesehen haben, die rechtschafnen Leute nicht, die man daselbst findet.

J. Nie werde ich Sie verkennen.

Er umarmte mich, und wir schieden mit nassen Augen von einander.

Fortsetzung.

Unsere Natur scheint nur ein gewisses Maas von Leiden ertragen zu können — Wenn dieses überschritten wird, so erfolgt Betäubung — sie fühlt gar nichts mehr. In diesem Zustande befand ich mich itzo. Ich war ganz fühllos. Aus dem Hause des Prorektors gieng ich fort, blos um zu gehen und nicht stehen zu bleiben. Ein Ziel, nach dem ich gehen wollte, hatte ich mir nicht vorgesetzt.

Vielleicht wäre ich zum Thor hinaus, etliche Stunden weit, gegangen, wenn mir nichts aufgestoßen wäre, das mich unterbrochen hätte. Unvermuthet stund ich aber vor einer Kirche, in welcher gesungen wurde. Ich ging hinein, in der Hoffnung, daselbst Stärkung zu finden, und fiel in den Gitterstuhl, der zunächst an der Kirchthüre war. Der Prediger war schon auf der Kanzel, und sobald ich ihn sahe, war mir es, wie wenn ich einen Engel Gottes sähe. Ein langer Mann, dessen silberfarbnes Haar über seinen Mantel lag, mit heiterm

ru=

ruhigen Blicke, der schon die nahe Belohnung für ein Leben voll Mühe vor sich zu sehen schien, sollte der nicht Ehrfurcht erwecken?

Itzo war das Lied geendigt, und er fieng seinen Vortrag an, mit einem ganz unstudirten, aber sehr rührendem Gebete. Dann redete er über die Worte: Wir rühmen uns unserer Trübsale; führte die mancherley Arten von Trübsalen an, denen die Menschen ausgesetzt wären: dann zeigte er, daß sie alle wahre Wohlthaten wären, und am Ende einen herrlichen Ausgang nähmen. Ich glaube nicht, daß der Mann seinen Vortrag lange durchdacht, und zuvor aufgesetzt hatte. Er sprach wie ein Vater mit seinen Kindern, aber so herzlich, so eindringend, daß meine ganze Seele bewegt und gestärkt wurde, wie ein Lechzender, wenn er einen frischen Trunk bekömmt. Da das Gebet anfing, verließ mich meine Aufmerksamkeit, denn es war eine bloße, leere und trockne Formel. Ich überdachte während demselben meinen ganzen Zustand, wendete die gehörten Wahrheiten auf mich an, und wurde

dadurch so wehmüthig, daß ich mich bücken mußte, um das Weinen zu verbergen.

Zugleich entschloß ich mich, nach geendigtem Gottesdienste zum Prediger zu gehen, und ihm für den ertheilten Trost zu danken.

Bey dem Aufstehen stund auch ein Frauenzimmer auf, das neben mir gesessen hatte, und nur durch einen Verschlag und Gitter auf demselben von mir getrennt gewesen war, und ich war außer mir, da ich nach ihr sahe, und sahe — daß es Henriette war. Ihre Augen waren vom Weinen aufgeschwollen. Wäre der Verschlag nicht gewesen, ich glaube, ich wäre ihr zu Füße gefallen. So aber war ich unschlüssig, was ich thun sollte.

Sie riß mich aber bald aus meiner Unentschlossenheit, denn so wie sie mich entdeckte, warf sie mir einen Blick zu, der so voll Verachtung war, daß ich dadurch gleichsam niedergeworfen wurde. Dann wedelte sie heftig mit dem Fächer, und kehrte mir den Rücken zu.

Ich war also auch trotzig und gieng fort, und suchte das Haus des Predigers auf.

Lange

Lange habe ich keinen so biedern, rechtschafnen, ehrwürdigen Mann gesehen, als dieser war. — Seyn Sie mir willkommen, sagte er, als ich in seine Stube trat, und gab mir treuherzig die Hand. Mit wem habe ich denn die Ehre zu reden?

J. Mein Name ist Carlsberg; ich studire hier.

P. Gott segne Ihr Studiren, und mache Sie zu einem auserwählten Rüstzeuge in seinem Reiche. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?

J. Ich bin nur gekommen Ihnen meinen herzlichen Dank für den Trost abzustatten, den Sie mir heute gegeben haben. Ich war der Verzweiflung nahe, aber Ihre schöne, trostreiche, Predigt hat mir wieder Muth gegeben.

P. Nun Gott sey gelobt, der das Wort, das ich redete, ein gutes Land finden ließ. Das ist der große Lohn, den uns der allgütige Gott bey unsern mühseligen Geschäften giebt. Predigeramt, ein schweres Amt. Aber man sieht

doch bisweilen da und dort ein Aehrchen aufsprossen, das aus dem Korne entstanden ist, das man ausgesäet hat. Und das macht denn solche Freude, daß man alle ausgestandne Mühe vergißt. Sie haben also wohl schwere Leiden, mein lieber Herr Carlsberg?

J. (Erzählte ihm alles, ohne Zurückhaltung, mein Hauptanliegen, mit Henrietten, ausgenommen.)

P. Ja, Universitätsjahre sind gefährliche Jahre. Wenn ich an die meinigen zurück denke, so seufze ich allemal mit dem König und Propheten David: Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! Ich habe mich auch einmal schlagen müssen, denn zu meiner Zeit waren die Schlägereyen noch weit stärker als itzo. Das ist aber mein Trost, daß ich dazu bin gezwungen worden. Und wenn ich bete, danke ich Gott allemal, daß er durch seinen heiligen Engel mich geschützt hat, daß ich nicht in meinen Sünden bin dahingeraft worden, oder ein Sündenkind, in seinen Sünden, ge-

töd-

tödtet habe. Barmherziger Gott! mit welcher Geduld trägst du uns!

Diese Offenherzigkeit des Mannes machte mir ihn wirklich so ehrwürdig, wie einen Engel. Ich konnte mich nicht enthalten, ich mußte seine Hände küssen. Eine einzige Frage, sagte ich, verzeihen Sie mir: wie ists möglich, daß ein Mann, der in seiner Jugend sich auch dahin reissen ließ, ein so ehrwürdiger Lehrer werden konnte?

P. Nennen Sie mich nicht ehrwürdig. Ich bin noch immer ein schwacher Mensch und muß mit dem Apostel Paulus bekennen: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht in mir. Wenn ich aber besser als sonst bin, so habe ich es meinen Leiden zu danken. Herr Carlsberg, ich habe viel gelitten, mein ganzer Lebenslauf ist eine Leidensgeschichte. Ich habe aber immer gefunden, daß das Leiden mir gut gewesen, und nun es vorbey ist, fallte ich meine Hände und sage: Ich danke dir, Gott, daß du mich gedemüthigt hast! Itzo habe ich doch die Freude, Vater von sechs

wohlgerathnen Kindern zu seyn, die alle ihr Brod haben, und weis, daß ich vor dem Richterstuhle Jesu Christi eine gute Rechenschaft werde ablegen können. Aber der Weg zu dieser Freude, war der Weg der Trübsal — Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen.

J. Ich freue mich mit Ihnen über Gottes Führungen, der Sie durch Traurigkeit zur Freude geleitet hat. Aber — aber Sie haben mir einen großen Trost benommen.

P. Und welchen denn?

J. Ich habe immer geglaubt, daß einmal die Zeit kommen werde, da das menschliche Elend aufhört. Wenn es aber Bedürfniß ist — nun da darf ich dieß nicht mehr hoffen.

P. Hören Sie nicht auf zu hoffen, mein lieber Herr! Die Ruthe ist auch Bedürfniß für Kinder: wenn sie aber Männer werden, und ablegen was kindisch war, so fällt das Bedürfniß weg.

J. Aber, wie verstehen Sie das?

P. Das Menschengeschlecht hat sowohl seine Kindheit und Männlichkeit, als einzelne Menschen. So lange es in der Kindheit ist, muß es mit Ruthen gezogen werden; wenn es ein Mann wird, durch Erkenntniß der Wahrheit.

J. Aber worinne besteht denn die Männlichkeit des Menschengeschlechts?

P. In Erkenntniß der Wahrheit. Ihr werdet, sagt Jesus, die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen. Sonst glaubte man nicht, daß eine Schule ohne Stock bestehen könne. Und Jesus Sirach spricht daher in seinem Sittenbüchlein: Beuge ihm den Hals, weil er noch jung ist; bleue ihm den Rücken, weil er noch klein ist. Itzo aber ist doch schon in vielen Schulen der Stock abgeschaft worden. Man lenkt die Kinder durch Erkenntniß der Wahrheit, und sie werden besser als sonst. Sollten denn nicht einmal die Zeiten kommen, daß die Erwachsnen eben sowohl durch die Wahrheit könnten gelenkt werden, als die Kinder?

J. Die Wahrheit ist ja aber schon lange da gewesen.

P. Da gewesen, aber nicht erkannt worden.

J. Sie wurde ja aber gepredigt?

P. Dogmatik ist gepredigt worden, lieber Herr, nicht Wahrheit.

J. Und was ist denn Wahrheit?

P. Suchet, so werdet ihr finden. Ich will Ihnen nicht bestimmen, was Wahrheit oder Irthum sey, wenn Sie sie aber mit redlichem Herzen suchen, so werden Sie sie finden.

Gern hätte ich mehrere Fragen an ihn gethan, da aber ein Ehepaar, das sich entzweyet hatte, sich bey ihm anmelden ließ, so mußte ich mich von ihm trennen. Und — werde ihn wohl nie wieder sehen, weil ich ganz mit Anstalten zu meiner Abreise beschäftigt bin. Ich bin Ihr

Carl.

Fünf und zwanzigster Brief.

Caroline Menzerin an die Räthin Namur.

Ritterstadt, den 6ten Oktober.

Arme Schwester!

Ich habe viel ausgestanden seit Rollows Tode, glaube es mir. Das Liebste, das man auf der Welt hat, auf so eine schändliche Art zu verlieren, ist wirklich keine Kleinigkeit. Und ob ich wohl bey dem Geräusche des Hoflebens nicht viel Zeit habe, mich zu betrüben, so wirft mich doch der Gram fast nieder, wenn ich in die Einsamkeit komme, und mich meinen Gedanken überlassen kann.

Das schreibe ich Dir nur deswegen, daß du nicht glaubst, als wenn Du die einzige unglückliche Person in der Welt wärest.

Am Hofe ist zwar alles blendend, und man sieht da lauter freundliche Gesichter. Ich glaube aber, wenn jedes in sein Zimmer kommt, und sich selbst überlassen ist, so wird es sich wohl auch mit der Freundlichkeit halten lassen. Wenigstens sehe ich es an mir und an meiner Prinzeßin.

Von beyden muß ich Dir doch etwas schreiben. Was mich betrift, so bin ich gar ein vornehmes Geschöpf worden, das einen Glanz um sich wirft, der alle blendet, die nicht so glänzen. Wenn meine alten Bekannten mich sähen, sie sollten mich für sehr glücklich halten.

Mein Trauerkleid ist, auf Zureden der Prinzeßin, abgelegt, und meine Garde-Robe ist so reich, daß ich, eine ganze Woche lang, täglich in einem andern Anzuge mich zeigen kann. Ich bin um eine halbe Elle größer geworden, seitdem ich am Hofe bin. Wenigstens ist meine Frisur und meine Absätze gewachsen. Dazu habe ich Pochen, die so breit sind, daß ich durch alle Thüren seitwärts gehen muß.

Ich

Ich glaube, daß man mich dem ohnerachtet weiter riechen als sehen muß, so sehr ist mein Haar und meine Kleidung parfumirt. Bey Tische habe ich immer die Auswahl unter sechs Gerichten. Von der Prinzeßin werde ich geliebt, und der Fürst scheint auch ein Auge auf mich geworfen zu haben.

Da begegnete ich ihm gleich den andern Tag, nach meiner Ankunft, da er eben in sein Zimmer gehen wollte. Ich war halb des Todes, da ich ihn sahe, weil ich noch niemals einem Fürsten so nahe gewesen bin. Er blieb stehen, sahe mich lächelnd vom Kopfe bis auf die Füsse an, faßte am Ende gar meine Hand, und sagte: und wie gefällt es ihr am Hofe? Das Blut trat mir so sehr nach dem Herzen, daß ich kaum athmen konnte. Sehr wohl — nebst einer Verbeugung — war alles, was ich hervorbringen konnte. Er hielt meine Hand wohl ein paar Minuten, sahe mir starr in die Augen — ich hätte versinken mögen.

Darauf knif er mich in die Backe, und sagte: warlich, eine schöne Rose! nehm Sie sich

in Obacht, daß sie nicht gebrochen wird. Es giebt lose Vögel am Hofe, die flattern gern nach solchen Rosen.

Dieser Backenknif ist von grosser Wirkung gewesen, und kann leicht eine Revolution im ganzen Fürstenthume nach sich ziehen. Ein Paar Hofleute haben ihn gesehen, davon gesprochen, und seit der Zeit bückt sich alles tief vor mir. Ich habe schon verschiedene Bittschriften aus der Stadt erhalten, in denen ich um ein gütiges Fürwort ersucht werde. Verschiedne Candidaten, die Aemter suchen, haben mir ihre Aufwartung gemacht. Sogar ein gewisser Professor aus Grünau, der um Erhöhung seiner Besoldung Ansuchung that, und der sonst kaum den Hut zog, wenn er mir begegnete, hat mir aufgewartet, — und so kriechend geschmeichelt, daß ich mich schäme, Dir die Schmeicheleyen zu schreiben, die er mir vorsagte.

Damals fiel es mir das erstemal ein, daß es doch im Ernst nach und nach so weit mit mir kommen könnte, daß ich die wichtigsten Aemter im Fürstenthume könnte besetzen helfen,

und

und ich dachte deswegen hin und her, ob mir nicht jemand beyfiele, der ein wichtiges Amt verdiene. Zuerst dachte ich an den Diakonus Rollow, wußte aber vor der Hand kein Amt für ihn. Dann fiel mir Hellwing bey, und die Amtmannsstelle in Golnau.

Sogleich lief ich zur Prinzeßin, faßte ihre Hand, und bat um eine Gnade. Sie versprach mir sie, wenn sie in ihrem Vermögen stünde, und da ich ihr sagte, daß ich einen armen redlichen Freund hätte, der an die Stelle des schwindsüchtigen Amtmanns zu kommen wünsche: gab sie mir den Rath, daß er darum bey ihrem Vater schriftlich ansuchen solle, so wollte sie für ihn bitten, und sie wüßte gewiß, daß sie nicht umsonst bitten würde.

Das wäre doch ein Spas, wenn ich so dem guten Amtsschreiber helfen, und so zugleich die arme Henriette aus ihrer Verlegenheit reißen könnte. Ich habe dieserwegen bereits an Helwingen geschrieben.

Aber bey alle dem bin ich dir doch ein sehr unglückliches Geschöpf. Wenn auch mein Herz

durch Rollows Tod nicht so tief verwundet wäre, so würde ich doch wenig frohe Stunden haben.

Ich habe, seitdem ich bey Hofe bin, die Sonne nicht aufgehen sehen. Wenn die Bürger zu Bette sind und den süßen Schlaf geniessen, setzt man sich insgemein zur Tafel. Und wenn die Prinzeßin nicht auf ihrem Zimmer speist, so muß ich warten, bis sie von der Tafel, und den Lustbarkeiten, die gemeiniglich darauf folgen, zurückkömmt. Das geschieht gemeiniglich erst um ein oder zwey Uhr. Ach, Schwester! das sind verdrüßliche Stunden, die ich in dieser Zeit zubringe.

Des Morgens stehe ich vor neun Uhr nicht auf, und dann bin ich so verdrüßlich, daß ich alles prügeln möchte, was um mich ist. Und doch habe ich das Vergnügen nicht, daß ich prügeln darf.

Denn nun werde ich zur Prinzeßin gerufen, wo ich freundlich erscheinen soll. Da muß ich mir alle Gewalt anthun, um meinen Unmuth zu verbergen. Sie nennt mich zwar nur ihre

Ge-

Gesellschafterin — aber — ich fühle es nur allzusehr, daß ich weiter nichts bin als Kammermädchen. Wenn sie den Mund öfnet, so befiehlt sie, wenn sie üble Laune hat, und diese hat sie oft, so fährt sie mich an, und — das bin ich doch nicht gewohnt.

Da war noch goldne Zeit, da ich an dem Arme meines Rollow, in meinem leichten cattunenen Kleide über die Wiesen und durch die Wälder schlüpfen, und auf den Bergen herumklettern konnte. Was ich da für ein Mädchen war; wie ein Reh! was ich da für Sprünge that, wenn ich ihm eine Handvoll Schlüsselblumen oder Kornblumen ins Gesicht geworfen hatte, und ich entsprang, damit er mir nachsetzen sollte. Itzo glaube ich könnte mich Hofrath Grimmlein einholen, so steif und schwerfällig bin ich. Die Künsteleyen, die an meinen Kopf gewirrt, geklebt und gesteckt sind, erfordern eine stete Aufmerksamkeit auf mich selbst: denn eine kleine Unordnung in denselben, würde mir mehr Spott zuziehen, als eine schlechte Handlung. Neulich trat ich in das Zimmer meiner Prinzeßin, wo

sich etliche Hofdamen befanden, und hatte vergessen den Schleier über meine Frisur zu stecken, der itzo am Hofe Mode ist. Da mußte ich so viel beißende Spöttereyen anhören, daß ich es nicht länger aushalten konnte, sondern genöthigt war, mich zu entfernen. Meinen Leib muß ich in eine enge Schnürbrust pressen lassen, in der ich mich weder frey bewegen, noch frey athmen kann. Und weißt du wohl warum? weil man glaubt, wie mich meine Prinzeßin versichert hat, es sey eine Schönheit, wenn die Ribben, die unsere Eingeweide umschließen, verbogen sind. Mein Rollow sagte immer: wenn unsere innern Theile gepreßt würden, daß sie ihre natürlichen Bewegungen nicht verrichten könnten, so entstünde daraus Schwermuth, Trübsinn und Empfindeley. Die wären zu beklagen, die so fehlerhaft gebohren würden, daß die Bewegung ihrer innern Theile gehemmet wäre. Wenn aber eine Nation sich so weit verirrte, daß sie solche Fehler für schön hielt, und sich durch grausame Mittel, dergleichen die Schnürbrüste wären, diese Fehler zu verschaffen suchte, so wäre Klage

ge zu wenig, man müsse die Zähne zusammenbeissen. Denn das sicherste Zeichen von der Verdorbenheit des Geschmacks einer Nation wäre, wenn sie die Abweichungen von der Natur für Schönheit hielte. Dieses würde bald in ihren Urtheilen und Handlungen sichtbar. Dieß könne man an den Chinesen sehen. Weil bey denen es einmal Glaube wäre, daß ein spitzer Kopf und ein unvollkommner Fuß etwas schönes wäre, so preßten sie die Köpfe ihrer Kinder, so bald sie auf die Welt träten, zusammen, und suchten, durch verschiedene Grausamkeiten, den Zufluß des Nahrungssaftes zu den Füssen ihrer Mädchen zu hemmen, damit diese klein und unvollkommen blieben. Deswegen sähe auch alle ihre Mahlerey so abentheuerlich und närrisch aus, wie ihre Spitzköpfe. Und wenn unsere Bildhauer und Mahler nicht immer die Abbildungen von den alten Griechen und Römern studirten, so würden sie bald eben so geschmacklos, wie die Chineser und Japaneser, arbeiten. Denn alle menschliche Schönheit würde durch unsere närrischen Moden, theils ver-

versteckt, theils verdorben. Und die allerbitterste Satyre auf unsere Aufklärung, die je durch ein menschliches Gehirn gegangen wäre, wäre diese: wenn einmal ein Mahler oder Bildhauer ein griechisches Mädchen in ihrer natürlichen Kleidung, und daneben ein deutsches Mädchen in Galla abbildete. Dieß wäre eine Satyre, deren Schärfe selbst der Bauer fühlen müßte.

So sagte Rollow, und sagte noch gar vieles von der Art, das ich gern noch alles erzählen möchte. Denn wenn ich auf das einmal komme, was Rollow sagte, ach! sagte in dem Birkenwäldchen, wo ich so oft saß mit ihm, und betrachtete den Himmel voll Sterne, und legte meinen Kopf an seine Brust, und ließ mir da Menschensinn einküssen, da werde ich nicht fertig mit plaudern.

Ja, Du siehst wohl, wie's mir da geht! Ich muß den ganzen Brief wieder durchlesen, um zu sehen, was ich eigentlich sagen wollte.

Ja, das wollte ich denn sagen: Ob ich es gleich weiß, daß ich meine Gesundheit und meinen Geschmack verderbe, wenn ich mich schnü-

ren

ren lasse und Pochen trage; so muß ich es doch täglich thun, und leide dabey eben so viel, als ein Freygebohrner, wenn man ihm Fesseln anlegt. Kannst also wohl denken, wie es mir zu Muthe ist, wenn ich den ganzen Tag und die halbe Nacht in diesen Fesseln zubringen muß.

Der Appetit zum Essen hat sich bey mir ganz verlohren: denn ich habe keine Bewegung mehr. Zwar fahre ich bisweilen mit der Prinzeßin aus, ihr ganzer Wagen ist aber so künstlich eingerichtet, alle Erschütterung zu verhindern, daß ich darinne eben nicht mehr Bewegung empfinde, als wenn ich auf einem Sopha säße. Und habe ich ja bisweilen eine Begierde mich an einer Speise zu erquicken, so muß ich gegen sie so ernstlich kämpfen, wie gegen die Erbsünde. Denn da mein Leib durch die Schnürbrust zusammengepreßt ist, so verursacht mir eine mäßige Portion Braten solche Bänglichkeit, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll.

Sieh, liebe Schwester! das ist mein Glück, das Du in Deinem Herzen bisweilen vielleicht beneidest.

Fortsetzung.

Und doch schätze ich mich glücklich, wenn ich mich mit meiner Prinzeßin vergleiche.

Das wirst Du mir gern glauben, wenn Du das Gespräch liesest, das ich ehegestern mit ihr gehabt habe.

Sie speiste auf ihrem Zimmer, und ich mußte, hatte die Gnade, wollte ich sagen, mit ihr zu speisen. So sehr ich mich auch zwang, freundlich zu seyn, so behielt doch die Natur oft die Oberhand so sehr, daß ich ganze Minuten in tiefen Gedanken saß. Was fehlt Dir, Caroline? fragte sie.

J. Mir? gar nichts.

Pr. Was dieß für albernes Geschwätz ist. Dir muß doch etwas fehlen. Du sitzest ja da immer so pimplich, als wenn Du weinen wolltest. Hat Dich vielleicht jemand am Hofe beleidigt?

J. Beleidigt, Prinzeßin? Mich hat Niemand am Hofe beleidigt.

Pr. Bist Du unzufrieden mit Deinem Zustande? Gebe ich Dir etwa nicht genug?

J. O verzeihen Sie mir! Ich bin der Gnade nicht werth, die —

Pr. Die Gnade laß nur weg. Was ich an Dir thue, thue ich aus Liebe zu Deiner Mutter. Aber, was fehlt Dir?

J. Alles, Prinzeßin! (mit Thränen)

Pr. Du weinst gar?

J. Ach, verzeihen Sie mir, Prinzeßin! die ganze Herrlichkeit Ihres Hofes ersetzt mir nicht, was ich verlohren habe.

Pr. Damit meynst Du doch Deinen Rollow. Närrisches Mädchen, gieb Dich doch zufrieden. Wenn mein Hof Dir Deinen Verlust nicht ersetzen kann, so kann es doch wohl ein anderer Rollow?

J. Wo ist denn dieser Rollow?

Pr. Eine närrische Frage von einem bürgerlichen Mädchen.

J. Wie verstehn Sie das? Prinzeßin.

Pr. Eure Gesellschaft ist ja ein Ameisenhaufen. Wenn da auch einer Ameise ihr Ge-

liebter zertreten wird, so kann sie ja unter zehntausend einen andern wählen.

J. Prinzeßin!

Pr. Was hast Du denn auf dem Herzen? rede doch frey! Du weist ja, daß ich Dich lieb habe.

J. Werden Sie mir wohl eine Frage verzeihen?

Pr. Welche? Ich verzeihe Dir alles.

J. Haben Sie nie geliebt?

Pr. Ich? geliebt? eine Prinzeßin geliebt? (Sie stund auf, gieng heftig im Zimmer auf und ab, und hielt die geballte Faust vor die Stirn) Ha! eine Prinzeßin darf nicht lieben. Das ist zu bürgerlich. (Bey diesen Worten biß sie die Zähne zusammen.)

J. Und ich glaubte, in jeder weiblichen Brust läge der Saame zur Liebe.

Pr. (immer heftig auf- und abgehend.) Kann seyn! kann seyn! Aber eine Prinzeßin muß das Saamenkorn zerknirschen und zertreten, so bald es keimen will.

(Sie war blaß wie eine Wand und sahe mit ihren feurigen Augen mich so starr an, daß ich ihren Blick nicht aushalten konnte.

Ich schlang meinen Arm mitleidig um ihre Schultern, da stieß sie mich so heftig, daß ich zurück fiel, zum Glück auf einen Stuhl, aber doch so heftig, daß ich, eine Minute lang, wie ohnmächtig da lag. Dann erholte ich mich und stand mit Winseln auf. Sie hatte sich unterdessen an das Fenster gelehnt, und sich so in Gedanken verlohren, daß sie mich ganz vergaß. Endlich wandte sie sich um, und sahe mich auf den Stuhl gelehnt, in einer Stellung, die wohl ein sehr lebhafter Ausdruck des Schmerzes seyn mußte. Da lief sie erschrocken zu mir, und fragte:)

Fehlt Dir etwas, Karoline? habe ich Dich beleidigt?

J. Und Sie fragen noch! Ich habe nie verlangt Freundin von einer Prinzeßin zu seyn. Ich bin eine Ameise. O, hätten Sie mich in meinem Ameisenhaufen gelassen!

Pr. Ich Unglückliche! so habe ich also das Mädchen beleidigt, das meine Freundin, meine Vertraute, die Theilnehmerin meines Schmerzens werden sollte? Caroline!

J. O, lassen Sie mich!

Pr. Caroline! (sie lief nach dem Spiegel, nahm eine Uhr, die unter demselben hieng, und drückte sie mir in die Hand. Dieß brachte mich in die äusserste Hitze.)

J. Wie? Prinzeßin! Sie wollen heute alles thun, um mich zu demüthigen? Ists nicht Demüthigung genug, daß Sie mich zurückgestoßen haben? Nun wollen Sie mich auch als eine so niederträchtige Seele behandeln, bey der das Gefühl des Unrechts durch Geschenke kann getilgt werden? Prinzeßin! womit habe ich solche Demüthigungen verdient?

Pr. Edles Mädchen! Du hast recht, ich habe unrecht. Ich falle von einer Thorheit in die andre, o Caroline! Caroline! Wüßtest Du — (Sie umarmte mich, legte ihr Gesicht auf meine Brust, und ihre Thränen rollten in meinen Busen.) Gutes Mädchen! ach, ich bin gut! ich bin gut! ich bin gut! aber —

J. Sie scheinen viel zu leiden.

Pr. Ach, ich bin gut, aber hier frißts am Herzen. Hier sitzt ein Krebsschade, der oft mich so quält, so martert, daß ich wüthe, wüthe und um mich schlage, und beleidige alles, was mir nahe kommt, auch meine Caroline, das liebenswürdige Mädchen. Biederes, edles Mädchen, willst Du nicht mit einer Unglückli-

chen Geduld haben, die einen heimlichen Schaden in der Brust hat? — Du schweigst? willst gar nichts zu meiner Beruhigung sagen?

J. Und was soll ich sagen? Sie sind unglücklich? und womit soll ich Sie beruhigen, wenn ich ihr Unglück nicht kenne?

Pr. Du sollst alles erfahren, ehrliches, gutes, Mädchen! Wirst Du auch schweigen können?

J. Hier ist meine Hand! (Die gab ich ihr drauf, in der Meinung, daß ich nichts ausplaudern wollte. Schreiben darf ich es doch wohl? Nein! Fürwahr, ich thue unrecht! Und nichts kann mich beruhigen, als die Hoffnung, daß Du, was ich hier schreibe, vor aller Welt geheim halten werdest. Du thust es doch?)

Pr. So höre also, liebes, trautes, Mädchen! Du weist doch wohl, daß ich den Prinzen von Orken heyrathen soll?

J. Soll? das wäre hart!

Pr. Soll — soll. Denn an meinem ganzen Leibe ist keine Ader, die sich nach ihn sehnt. Sein Gesicht, seine Gespräche, sein ganzes Betragen ist mir so zuwider, daß ich allemal acht

Tage zuvor zittre, wenn ich höre, daß er unsern Hof besuchen wird.

J. Aber um des Himmels Willen, wer zwingt Sie denn, ihn zu heyrathen?

Pr. Unschuldiges Mädchen! Du sprichst nach Deinen Erfahrungen. Wenn um euch Mädchen ein Jüngling wirbt, und er gefällt euch nicht, so sagt ihr: den will ich nicht; da ist die Sache entschieden. Aber wir Prinzeßinnen — ach, wir — wir Caroline!

J. Nu?

Pr. Wir sind so unglücklich, wie die Töchter der Circassen, die dem Meistbiethenden überlassen werden.

J. Das ist mir alles ein Räthsel.

Pr. Wir müssen den heyrathen, dessen Freundschaft dem Staate am nützlichsten zu seyn scheint. Mein Vater besteht darauf, daß ich diesem Prinzen meine Hand bieten soll, den ich von ganzem Herzen verabscheue, weil er dadurch die Erlaubniß erkaufen will, seine Fabrikwaaren in desselben Lande absetzen zu dürfen. So soll ich also aufgeopfert werden für meines

Vaters Fabrikanten! ist das nicht unmenschlich?

J. Arme Prinzeßin!

Pr. Ja wohl, arme Prinzeßin! Denn wer nicht hat, was er bedarf, ist arm — ein Bettler ist er, und wenn er gleich mit Brillianten behängt ist. Und Bedürfniß, für jede reine weibliche Brust, ist der Jüngling, den sie liebt. Den Verlust des Geliebten ersetzt kein Fürstenthum. Gerade so, wie Du vorhin sagtest.

J. Also lieben die Prinzeßin wohl einen andern?

Pr. Lieben thue ich ihn nicht, aber brennen, brennen, lichterloh brennen thue ich vor Liebe. Kennst Du den Sekretär meines Vaters? den Hernike?

J. Ich habe ihn einigemal gesehen.

Pr. Und wie gefällt er dir?

J. Sein Aeußerliches hat viel Einnehmendes.

Pr. Wenn Du doch sagtest: Bezauberndes. Denn welch Mädchen kann denn dem schlanken Wuchse, der sanften Miene — und

den Augen, ja, den schwarzen, feurigen Augen, widerstehen, deren Blick bis ins Innerste dringt!

J. Ja, die schwarzen Augen sind sehr mächtig, Rollow hatte auch schwarze Augen. Ach!

Pr. Und wenn Du ihn solltest sprechen hören! Jedes Wort ist der Ausdruck des edelsten Herzens, des gereinigten Geschmacks, des durchdringendesten Verstandes.

J. Weis er denn, daß Sie ihn lieben?

Pr. Warum sollte er es denn nicht wissen? so oft er mir nahe kommt, bin ich außer Fassung. Jede Gelegenheit benutze ich, da ich seine Hand fassen und drücken kann: Und dann will ich sie immer nicht wieder loslassen. Er merkt es. Er küßt meine Hand, läßt die Lippen Minutenlang auf ihr liegen, geht mit nassen Augen von mir, und hinterläßt mir Blicke, die laut sagen: Kunigunde, wärest du nicht eine Prinzeßin!

J. Weis denn der Fürst um diese Liebe?

Pr. Allerdings, weis er darum! Ich habe sie

sie ihm gestanden. Da sagte er mir frostig: Kunigunde, sey vernünftig! Beherrsche eine Neigung, die dich vor ganz Deutschland zu Schanden machen könnte! Eine Prinzeßin und ein Secretär! Ich fragte heftig: Ist der Secretär nicht so gut ein Mensch als die Prinzeßin? Aber er sagte mit kaltem Lächeln: fasse dich, liebe Tochter! deine Neigung kann nicht befriedigt werden.

J. Aber ich dächte doch, wenn Sie ihn bäten —

Pr. Bitten? Ich will um sein bestes Schloß bitten, und weis, daß ich keine Fehlbitte thue. Wenn ich aber um den Mann bitte, an dem meine Seele hängt, so ist sein Herz eisern. Vorige Woche, daß ich dir nur alles sage, fiel ich vor ihm auf die Knie; er faßte väterlich meine Hand und fragte: was willst du? Herniken — war meine Antwort. Da richtete er mich auf und sagte: Kunigunde, Du bist meine Tochter, ich will Dich nicht unglücklich sehen, aber — alles, was ich thun kann ist dieses, daß ich dir Herniken zu Deinem gehei-

men Sekretär ernenne. Der Prinz von Orken reist oft —

So sollte ich mich also öffentlich einem Menschen Preis geben, den ich verabscheue, und verstohlen den lieben, den ich allen Sterblichen vorziehe? welche Grausamkeit!

J. Ich dächte, einer Prinzeßin wäre alles möglich.

Pr. Einer Bäuerin, willst Du sagen. Denn wenn diese ihren Hans bekommt, und hat nur Käse und Brod, so glaubt sie, die Welt wäre ihre: Aber ich — Ach! ich bin ein unglückliches Geschöpf. Wenn an meinem Schmucke, an meiner Bedienung, an meiner Equipage nur das Geringste fehlen sollte, da dächte ich schon, ich wäre unglücklich, so verwöhnt bin ich —

So plauderte sie fort, bis ich einschlief. Da ich erwachte, bat ich um Verzeihung wegen meines Schlafs, und sie war so gnädig, mich mit einem herzlichen Kusse zu entlassen.

Liebe Schwester! wenn Prinzeßinnen so viel leiden müssen, warum wollen wir denn über unsere Leiden so untröstlich seyn? Ich bin stets

Deine

Dich liebende Schwester,

Caroline.

Sechs und zwanzigster Brief.

Der Hofrath Grimmlein an den Amtsschreiber Helwing.

Grünau, den 6ten Oktober.

Mein lieber Herr Amtsschreiber!

Ihre Tochter reist nun wieder ab von hier, und hat mir noch kein Jawort gegeben. Immer weist Sie mich an Sie, und wenn ich bey Ihnen anfrage, so weisen Sie mich an Ihre Toch-

Tochter. Was will das werden! Ich muß binnen hier und einem Vierteljahre eine Frau haben, sie mag herkommen, woher sie will, sonst bin ich verlohren. Meine ganze Haushaltung ist in der größten Unordnung. Die Arbeit liegt auf mir, die muß täglich fortgehen. Und unter der Zeit, daß ich mich fast zu Tode arbeite, verwildern meine Kinder, und ich werde zum armen Manne.

Komme ich zu Tische, so finde ich Kost, die ich mit Ekel esse, und sehe ich meine Kinder an, so möchte ich mich todt ärgern. Sie sind so voller Schmuz und Untugend, daß ich sie gar nicht mehr sehen mag. Gestern habe ich von ihnen Dinge erfahren, die mir Schauer erregten. Und die Mägde führen eine heillose Wirthschaft. Mein Aufwand vermehrt sich mit jedem Monate, und Gott weis, wo das Geld hinkommt.

Itzo fühle ich es erst, wie viel ich an meiner seligen Frau verlohren habe. Wittwerstand ist ein schwerer Stand.

Da habe ich nun gegen zwanzig Jahr für den Staat gearbeitet, und Sie wissen, was ich gethan habe. Ich habe in zwölf Dörfern die Stallfütterung eingeführt, habe zweyhundert Morgen ödes Land urbar gemacht, habe die Fürstliche Einnahme um funfzigtausend Thaler erhöhet, und habe nicht so viel, durch alle meinen Patriotismus, erlangt, daß ich in meinem Hause Freude haben kann.

Es ist doch ein elend jämmerlich Ding um das menschliche Leben. Unsere Glückseligkeit hängt insgemein an einem seidnen Faden. Wenn der durchschnitten wird, so ist sie dahin. Mein seidner Faden war meine selige Frau. Nun da diese todt ist, hilft mir alle meine Rechtschaffenheit und Fleiß nichts — ich bin verlohren, meine Kinder werden wilde Ranken, ich bin ohne alle Pflege und werde zum armen Manne.

Sie sehen also, daß ich nothwendig eine Haushälterin haben muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen will. Wollen Sie mir Ihre Tochter geben, gut, so soll es Ihr Schade nicht

seyn.

seyn. Die Amtmannsstelle in Golnau soll Ihnen nicht entgehen. Und von Ihrer Tochter verlange ich nichts weiter, als daß sie mich in meinem Alter pflegt und wartet, meine Kinder gut zieht, und meine Haushaltung besorgt. Sehn Sie, das ist alles, was ich von ihr verlange, alles.

Sie soll bey mir keinen Mangel leiden. Meine Arbeiten und meine Jahre erlauben mir zwar nicht, daß ich sie so flattiren kann, wie ein dreyßigjähriger Mann. Aber Mangel soll sie doch nicht leiden, dafür stehe ich Ihnen.

Schreiben Sie mir kurz und gut; ein rundes Ja oder Nein. Die Sache leidet keinen Aufschub. Ich bin stets

Ihr Freund,
Grimmlein.

Sie=

Sieben und zwanzigster Brief.

Dörner an die Professorin Riboniusin.

Ritterstädt, den 6ten October.

Liebste Freundin!

Ich bin in großer Verlegenheit. Die funfzig Ducaten, die Sie mir bey meiner Abreise gaben, sind aufgezehrt, ich bin ziemlich viel schuldig geworden, und weis nicht, womit ich mich retten soll. Sie müssen mich retten, liebste Freundin! Die Vertraulichkeit, in der wir gelebt haben, und Ihre Briefe, die ich noch alle sehr sorgfältig verwahre, sind mir ein hinlänglicher Beweis, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Ich habe Ihnen zwar meine Wünsche in meinem lezten Briefe etwas verblümt zu verstehn gegeben: da Sie sie aber nicht verstanden haben, so muß ich es Ihnen etwas deutlicher sagen. Mit nächster Post muß ich hundert Ducaten

caten haben, so wahr ich ehrlich bin, hundert Ducaten. Ich glaube, für Sie so viel gethan zu haben, daß Sie diese Forderung nicht unbillig finden werden. Ich bin

Ihr

Dörner.

Acht und zwanzigster Brief.

Die Ribonius in an Dörnern.

Grünau, den 7ten October.

Mein lieber Dörner!

Sie sind mir ein sehr theurer Freund. Nach Aussage meiner geheimen Rechnung, haben Sie mich schon über tausend Thaler gekostet. Ich glaubte, daß dieser Aufwand mit unserer Verbindung aufhören sollte. Wie viel verlangen Sie? Hundert Ducaten? Nein, das ist wahrlich zu viel. Sie sollten doch wirklich billig seyn,

seyn, und bedenken, daß man noch andre Ausgaben hat. Ich — ich kann Ihnen wirklich nicht helfen. Doch nein, hier sind zwanzig Ducaten. Ich bitte Sie um Gottes Willen, plagen Sie mich nicht um mehreres. Ich kann nicht mehr thun. Ich weis am besten, wie es mit meiner Kasse steht.

Könnten Sie mir nicht Gelegenheit machen, Sie zu sprechen? Bestimmen Sie mir doch eine Zeit und einen Ort, da wir einander treffen können.

Da will ich Ihnen neue Beweise meiner Liebe geben, und auch noch mehr Geld mitbringen. Aber die Briefe bitte ich mir auch mit aus, die Sie von mir haben, und auch diesen. Darauf bestehe ich nun ein für allemal.

Lieber Herr Dörner, thun Sie es doch, ich bitte Sie um Gottes Willen. Man weis ja nicht, in wessen Hände sie kommen könnten. Wollen Sie mich denn unglücklich machen?

und ich habe es immer mit Ihnen so gut gemeynt.

Ich bin

Ihre Freundin,

Lucie.

N. S. Die Briefe bekomme ich doch? Daran will ich erkennen, ob Sie ein ehrlicher Mann sind.

Neun und zwanzigster Brief.

Carl an den Feldprediger Wenzel.

Grünau, den 9ten Oktober.

Mein Herzensfreund!

Die Beantwortung Ihres lieben Briefs wollte ich so lange versparen, bis ich Ihnen melden könnte, daß ich der glücklichste Mensch sey, von dem schönsten, biedersten, Mädchen die Versicherung ewiger Liebe erhalten hätte, und im

Begrif wäre, in ihrer Gesellschaft, mein Landgut zu beziehen, um da mein Leben, im Genusse der Freude, und in Verbreitung der Freude, zuzubringen.

Aber ach! der Tag wird wahrscheinlich wohl nicht für mich kommen. Ich kann Ihnen nichts Angenehmes, lauter traurige, schwarze Nachrichten, muß ich Ihnen schreiben.

Ich habe geliebt, mein Bester! ein edles bürgerliches Mädchen habe ich geliebt! ich war entschlossen, allen Vorrechten des Adels zu entsagen, um mich ihres Besitzes würdig zu machen; eine Menge von Schwierigkeiten lagen mir im Wege, ich trauete mir Kraft genug zu, sie nach und nach zu überwinden — Aber nun ist alles aus. Eine verleumderische Zunge hat sie glaubend gemacht, daß ich mit einer unzüchtigen Weibsperson Umgang gehabt hätte. Da hat sie mich zurückgestossen, heftig zurückgestossen, und ihr Zurückstossen hat mir sie noch viel schätzbarer gemacht. Gott! welch ein Mädchen! das so einen innigen Abscheu gegen Ausschweifungen hat, die man in der grossen Welt

belacht. Und ich weis nichts, womit ich meine Unschuld beweisen könnte. Eben dieser Affaire wegen, habe ich mich schlagen müssen, bin relegirt, und stehe im Begriffe Grünau zu verlassen. Mein akademisches Leben ist ein Zusammenhang von Unmuth und Misvergnügen gewesen, und ich gehe fort, gänzlich unentschlossen, wohin ich gehen soll.

Das Traurigste dabey ist, daß gerade die Befolgung der Grundsätze, die Sie mir, mein theurer Lehrer! als die Mittel zu einem vergnügten Leben anpriesen, Quellen meines Elends geworden sind. Sie haben mich Gut vom Scheingute unterscheiden lehren; Sie haben mir Enthusiasmus für Recht, und Abscheu gegen alles Unrecht eingeflößt. Mit diesen Grundsätzen und Gesinnungen bin ich aus meiner Einsiedeley in die Welt getreten, und stehe nun da, wie ein Mondbürger, der angegaft, aber wenig geliebt wird.

Das Scheingut, in dessen Genusse sich andere berauschen, macht mir keine Freude, und das wirklich Gute finde ich nicht. Allenthalben

sehe

sehe ich Unrecht, kann es nicht ändern — ärgere mich darüber, und andere stehen dabey und lachen. Ich will Gutes wirken, kann es äusserst selten durchsetzen, gräme mich darüber, und andere ergötzen sich unterdessen an dem sinnlichen Genusse, und befinden sich dabey so wohl, wie ein Holzwurm in seinem faulen Stamme. Andere zählen ihre Freunde zu Dutzenden, und ich schätze mich schon glücklich, wenn ich nur einen finde, mit dem ich mein Herz theilen kann, und der mit mir übereinstimmend denkt.

Wäre ich das Gegentheil von dem, was ich bin, so scherzte ich mit der Liebe, schwüre dem ersten Mädchen, das mir gefiele, ewige Treue zu, misbrauchte ihre Leichtgläubigkeit, verließe sie, flatterte von Mädchen zu Mädchen, und gäbe am Ende meine Hand dem vornehmsten und reichsten Fräulein, ohne auf ihre persönlichen Eigenschaften zu sehen.

Das alles aber, und noch tausend andere Dinge kann ich nicht. Ich bin nicht für diese Welt gemacht. Ich bin ein Rad in einer Maschine, das allenthalben anstößt, gedruckt und

gerieben wird. Die Aussicht in die Zukunft ist mir entsetzlich. Schon habe ich einmal die Pistole in der Hand gehabt, und mich an dem Gedanken erquickt, daß es edel sey, sich zu entfernen, so bald man sich und andern eine Last wäre.

Da hielten mich aber wieder ihre Grundsätze zurück, und es sprach mir laut in die Seele: wer ein Mann ist, verläßt den Posten, auf den ihn Gott gestellt hat, nicht eher, bis er abgerufen wird.

So elend haben mich Ihre Grundsätze gemacht: sie lassen mich weder leben noch sterben!

Verzeihen Sie, edler Mann! mir diese Sprache der Leidenschaft! Erzeigen Sie mir die Barmherzigkeit, und lösen mir das Räthsel: Woher es komme, daß uns die Aufklärung, das Wahrheitsgefühl, das Gefühl für Rechtschaffenheit, so elend mache; daß es uns tausenderley Leiden aussetzt, die der verkehrte, gedankenlose, Mensch nicht kennt? Ists nicht unsere Bestimmung, an Erkenntniß zu wachsen?

Und wenn es unsere Bestimmung ist: warum werden wir so unglücklich, wenn wir unserer Bestimmung gemäß leben?

Ich wandele in einem Labyrinthe, aus dem ich mich nicht finden kann, in dessen Mittelpunkte die Verzweiflung ihre schrecklichen Klauen nach mir ausstreckt.

Gott, erleuchte mich! laß mich deine Wege wissen.

Und Sie, mein Bester! schreiben Sie mir bald, und richten durch Ihren männlichen Zuspruch auf, Ihren

betrübten Freund,

Carlsberg.

Dreyßigster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Troppenheim, den 15ten October.

Bester Herr Vetter!

Da liege ich hier im Gasthofe und erwarte die Post, die, wie man mich versichert hat, erst morgen ankommen wird. Und itzo ist es erst Mittag. Ich glaube also, daß ich nichts vernünftigers vornehmen kann, als wenn ich Ihnen die Geschichte meines Abgangs von Grünau beschreibe. Gerne käme ich zu Ihnen und erzählte sie mündlich. Mein Beutel ist aber so wenig gefüllt daß ich genöthigt bin, den geradesten Weg nach meinem Landgute zu nehmen.

Den Tag vor meiner Abreise gieng ich noch einmal, in Begleitung Ihres Sohns, spatziren, und zwar nach Richmanns Garten zu.

Es war mir unmöglich, Grünau zu verlassen, ohne noch einmal den Platz zu besuchen, wo der Grund zu allen meinen Grünauischen Freuden und Leiden war gelegt worden.

Zuvor hatte ich an Henrietten und den Diakonus geschrieben, und auf das Inständigste um Erlaubniß gebeten, noch einmal kommen, und mich vertheidigen zu dürfen, hatte aber keine Antwort erhalten.

Diese Beleidigung war mir unerträglich, und ich fing im Gehen schon an, einen sehr harten Brief an den Diakonus zu entwerfen. Doch kaum war ich bis zur Hälfte damit fertig, so wurde ich in meinem Concepte gestört. Ich sah einen Mann vor mir gehen, der im Gange und in der Kleidung dem Diakonus sehr ähnlich war. Deswegen verdoppelte ich meine Schritte und überzeugte mich bald, daß er es wirklich war.

Können Sie, sagte ich, so bald ich zu ihm kam, das auch verantworten, daß Sie einen Unschuldigen so kränken? Ich will mich nicht rühmen, aber Sie haben mich selbst versichert,

daß ich ein sehr rechtschafner Mann sey. Und nun —

D. Man kann sich irren, lieber Herr, man kann sich irren. Und ich bitte recht sehr, daß Sie nicht weiter mir zusetzen. Die Sache ist entschieden.

J. So? entschieden? Sie fällen also das Urtheil ohne den Beklagten gehört zu haben? Ich protestire gegen das Urtheil. Ich verlange Satisfaction.

D. Sie glauben vielleicht, weil ich einen schwarzen Rock anhabe, so könnten Sie mich insultiren?

Ich war in einer solchen Hitze, daß ich im Stande gewesen wäre, ihm die größten Beleidigungen zu sagen. Und da er auch sehr aufgebracht war, so würde es gewiß zu einem sehr heftigen Wortwechsel gekommen seyn, wenn nicht ein unvermutheter Zufall uns genöthigt hätte, das Gespräch abzubrechen.

Es entstund ein schreckliches Geschrey in einem Gebüsche, das in einiger Entfernung vom Wege lag. Es war ein vermischtes, Gott erbarme

barme dich! Stirb, Canaille! Hülfe! und, crepiren sollst du, Hund!

Sogleich vergaßen wir unsern Zwist, wurden gute Freunde und sprangen nach dem Gebüsche zu.

Hier trafen wir den größten Barbaren an, der vielleicht in einem Umkreise von etlichen Meilen wohnt, der einen Bauer niedergeworfen hatte, mit dem Fuße auf seiner Brust stund, und mit dem Flintenkolben ihn so zerstampfte, daß der arme Mensch schon überall mit Blute beflossen war.

Halt! Halt! riefen wir alle, was giebts da? was ist das für ein Straßenräuber?

Aber der Barbar war so wüthend, daß er nicht auf uns hörte. Der Schaum stund ihm vor dem Munde, er stampfte immer fort, und sagte: du Bestie! du Hundeseele! der Teufel soll mich zerreissen, wenn ich dich nicht hier auf der Stelle massacrire.

Den Augenblick, sagte ich, antworte der Herr, warum er diesen Menschen so mishandelt. Da sah er uns mit knirschenden Zähnen

an, gab dem Unglücklichen noch einen derben Stoß mit dem Fuße, und sagte: da reis', Hund, das erste mal, daß ich dich hier wieder antreffe, mache ich dich kalt. Richte dich darnach!

Aber was hat denn der Mensch gethan, fragte der Diakonus heftig, daß er so barbarisch behandelt wird?

Ey das belohnte sich auch der Mühe, sagte der Barbar, daß man darum das Maul aufthäte. Es ist ja nur ein Bauer. Der Bauer muß Prügel haben, und die genug.

Er murmelte noch allerley Schimpfreden zwischen den Zähnen, und gieng fort.

Warum ich diesen Unmenschen nicht gleich zu Boden warf und ihm die Ribbenstöße zehnfach wieder gab, die er dem armen Bauer gegeben hatte? weis ich selbst nicht. Vielleicht that ich es nicht, weil mich eine geheime Besorgniß zurück hielt, daß mich der Diakonus für jähzornig halten möchte. Denn an Muth und Entschlossenheit fehlte es mir gewiß nicht.

Itzo waren wir damit beschäftigt, den verwundeten Bauer aufzurichten, dem das Blut aus Mund und Nase floß. Er war nicht im Stande ohne Unterstüzung zu stehen, sondern taumelte von einer Seite zur andern. Wir führten ihn zu einem nahen Bache; ich schöpfte ihm Wasser, mit meinem Hute, daß er sich abwaschen konnte, dann lehnten wir ihn an einen Baum, wo er gegen eine Viertelstunde ganz sprachlos saß, und sich nur immer umsahe, ob etwa der Mensch wieder käme.

Endlich sagte er: das Gott erbarme! meine arme Frau! meine armen Kinder! was werden die sagen, wenn ich so nach Hause komme!

D. Aber was soll denn das alles bedeuten? Was hat er denn gethan, daß ihn dieser Mensch so erschrecklich behandelt hat?

B. Gar nichts. Auf der Gottes Jesus Erdenwelt nichts! weis der liebe Gott!

D. Hat ihm denn dieser Mensch etwa Geld abgefordert?

B. Das hat gute Wege! Wer will denn bey mir Geld suchen?

D. Kennt er denn den Kerl nicht?

B. Je ich werde ihn ja kennen; es ist ja der Jäger Willebrand!

D. Nu? Gab er denn keine Ursache an, warum er ihn so hart angrif?

B. Gar keine. Tausendsackermenter, sagte er, wer heißt dich hier her gehen? weißt du nicht, daß hier der Fürstliche Fasangarten ist? Und nun schwap, schwap hinter die Ohren geschlagen, niedergeworfen; getreten, gestampft — der liebe Gott muß sie hergeschickt haben, sonst hätte mich der Kerl kalt gemacht. A weh! da stichts in der Seite — und mein Kopf, mein Kopf!

D. Hat er denn etwa nach den Fasanen geschlagen oder geworfen?

B. Da wollte ich mir wohl die Mühe nehmen. Ich habe ja keine Kracke mit Augen gesehen.

D. Das ist doch sonderbar — aber halt, da steht ja etwas angeschrieben — da steht ja,

daß

daß niemand diesen Fußsteig gehen sollte, damit die Fasanen nicht gestört würden. Wenn er nun das gewußt hat, warum ist er denn nicht zurück geblieben?

B. Das ist das erste Wort, das ich höre. Denk einmal an, was sie noch für Sachen aufbringen werden. Bin vierzig Jahr den Fußsteig gegangen, und hat mir kein Mensch was in den Weg gelegt. —

D. Aber es steht ja da geschrieben, warum hat er es denn nicht gelesen?

B. Lesen? ich wüßte nicht, wie ich das machen sollte. Ich habe mein Tage nicht lesen gelernt.

D. Das ist nun freylich traurig. Er wird aber doch wohl sehen, daß der Fürst ein Recht hat für seine Fasanen zu sorgen. Leidet er es denn, wenn ihm jemand seine Hünerzucht stört?

B. Hum! Hum!

D. Nu?

B. Das ist ja gar kein Vergleich. Vor dem Hofe, wo meine Hüner sind, gehen den

Tag lang so viele Leute vorbey, und ich thue das Maul nicht darum auf. Und die Hüner ernähre ich doch selbst, die Fasanen aber müssen wir armen Bauern ernähren, und haben die schweren Gaben! Und meine Hüner darf ich nicht einmal bewachen.

D. Wie denn so?

B. Keinen Hund darf ich ja halten. Diesen Winter hat mir ja der Jäger meinen Hund unter meinem Fenster todgeschossen. Und mußte ihm noch einen Thaler Schießgeld geben. Ist das auch erlaubt? Und war ein Hund — und wenn mir eins ein Pistolet auf den Tisch gelegt hätte — warlich ich hätte ihn nicht hingegeben. Wir haben uns selbigesmal alle geärgert; daß wir keinen Bissen essen konnten. Und die Kinder haben geschrien — es war ein preislicher Hund!

D. Das ist freylich hart! Ich will ihm einen guten Rath geben, gehe er zum Fürsten.

B. Was soll ich denn da machen?

D. Klagen! Sagen wie ihm der Mensch behandelt hat.

B. Da würde ich viel ausrichten. Der Fürst hats ja befohlen. Der Jäger sagte es ja selbst.

D. Das hat der Fürst nicht befohlen, mein Freund, daß seine guten Unterthanen so sollen behandelt werden, das weis ich. Unser Fürst ist ein Vater, und kein Tyrann.

B. Das sagen ja freylich die Leute. Aber wo tref ich ihn denn an? Ich kann ja von der Arbeit nicht abkommen.

D. So lasse er doch eine Bittschrift aufsetzen.

B. Das kostet wieder einen halben Gulden.

D. So will ich sie ihm aufsetzen, ich verlange nichts dafür.

B. Ja wenn das wäre — aber — wenn es der Jäger erführe, wie wollte mir es da gehen.

D. Der Fürst schützt ihn gewiß. Aber er kann nicht allenthalben seyn. Der Unterthan muß klagen, wenn ihm zu viel geschieht.

Der Bauer nahm dieses Anerbieten mit Vergnügen an, und versprach die Bittschrift, die folgende Woche, abzuholen. Wir halfen ihm auf, und da wir sahen, daß er ziemlich gehen konnte, trennten wir uns von ihm.

Es ist schrecklich, sagte der Diakonus, da wir weiter giengen, was für Grausamkeiten in der Welt geschehen. Wenn der Schurke durch allerley krumme Wege erst fürstlichen Sold erlangt hat, so ist des Fürsten Name die Maske, unter der er die größten Bubenstücke ausübt. Jeden Unterdrückten, der sich widersetzen will, schlägt er mit dem Machtspruche zu Boden: es ist fürstlicher Befehl. Ich setze meine Ehre zum Pfande, daß der Fürst von alle diesen Ungerechtigkeiten nichts weis, über welche dieser Bauer seufzte. Selbst von dem Anschlage hier an dem Fasangarten, und von dem Erschießen der Hunde, weis er nichts. O! wenn doch die Fürsten nicht zu weit von ihren Unterthanen entfernt wären! Wenn sie doch den Zustand derselben, nicht blos aus den Berichten ihrer Diener kennten! Wenn sie ihn doch immer mit

Ihren eignen Augen sehen könnten! Was für glückliche Zeiten würden wir haben! Denn die mehresten Fürsten, das glaube ich gewiß, sind von ganzem Herzen geneigt, ihre Unterthanen glücklich zu machen.

Ich glaube es auch, war meine Antwort; aber lassen sie uns wieder auf unser voriges Gespräch zurückkommen.

Und ich bitte recht sehr, sagte er heftig, lassen Sie uns ganz von der Materie abstrahiren, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.

Ich bat darauf Ihren Sohn voraus zu gehen, weil ich etwas Heimliches mit dem Diakonus sprechen müßte. Dann faßte ich seine Hand und sagte: Mann! wenn Sie der Rechtschafne und Edle sind, für den ich Sie hielt, so beschwöre ich Sie, daß Sie mir sagen, wer mein Ankläger ist, und womit er seine Anklage beweist.

D. Sie haben sonderbare Begriffe von einem rechtschafnen Manne: als wenn der rechtschafne Mann verbunden wäre, alles wieder zu sagen, was ihm im Vertrauen entdeckt wird.

Aber ehe ich Ihre Frage beantworte, so beantworten Sie die meinige. Wo gehen Sie hin?

J. Nach Richmanns Garten.

D. So, so. Erwarten Sie Gesellschaft daselbst?

J. Keine.

D. Können Sie mir das bey Ihrer Rechtschaffenheit versichern?

J. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

D. Sonderbar! Sonderbar! und also wüßten Sie gar nicht, wer da wäre?

J. O Freund! wodurch habe ich es verdient, daß Sie so mistrauisch gegen mich sind? Wenn ich sage: so ist die Sache, so muß mir mein Freund glauben. Offenherzigkeit ist eine Eigenschaft, auf die ich stolzer bin, als auf meinen Adel.

D. Das wäre doch schrecklich, wenn ich Ihnen Unrecht thäte. Also wissen Sie wohl nicht, daß Henriette dort ist?

J. Wer? Henriette? meine Henriette? meine Henriette? Ach, guter, lieber Mann! (hier umarmte ich ihn) Wenn Sie nicht ein Fel-

senherz haben, so erlauben Sie mir, daß ich mitgehen darf; daß ich ihr sagen darf, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich lasse Sie nicht, Sie müssen es mir versprechen.

D. So wollen Sie gleichwohl unser Vergnügen verderben?

J. Grausamer Mann! ich bin also in Ihren Augen ein Scheusal, das Ihr Vergnügen verderbt? (ich mußte weinen) Sagen Sie doch, was mein Verbrechen ist, ich will mich ja vertheidigen. Sagen Sie mir doch, was Sie für Beweise gegen mich haben?

D. Itzo kann ich Sie Ihnen nicht sagen. Kommen Sie Morgen zu mir, so sollen Sie alles erfahren.

J. Und Morgen bin ich nicht mehr da. Ich bin ja relegirt. Morgen, mit Tages Anbruch, muß ich ja die Stadt räumen. Lassen Sie mich doch nur heute Henriettens Gesellschaft genießen. Sie soll mich nie wieder sehen, sie soll mich fliehen, wenn ich nicht —

Fortsetzung.

Gott im Himmel erbarme dich! rief der Diakonus; das Unglück! das Unglück! sprang voraus, ich ihm nach, da sahe ich einen Mann mit einer bordirten Weste an einer dürren Eiche hangen.

Ohne daß weiter ein Wort gewechselt wurde, kletterte ich hinauf und schnitt ihn ab.

Warm war er noch, aber kein Zeichen des Lebens gab er mehr von sich.

Ich lößte ihm mit bebenden Händen die Halsbinde und die Strumpfbänder ab, und war äußerst geschäftig, ihn aus den Kleidern zu bringen; darauf zog ich ihm die Stiefeln aus, rieb seinen Puls und seine Knöchel. Und, während dieser Geschäftigkeit, stopfte sich der Diakonus ganz ruhig eine Pfeife Tobak, und schlug Feuer auf, um sie anzuzünden.

Beynahe hätte mich diese Kaltblütigkeit verdrossen. Aber bald sah ich ein, was er bey seinem Tobaksstopfen zur Absicht hatte. Sobald

bald seine Pfeife brannte, zog er den Mund voll Rauch und blies ihn dem Erhängten in die Nase.

Und bald bemerkten wir ein Zucken mit dem einen Finger, dann schnaubte er, der Diakonus verdoppelte sein Einblasen, da zog er die rechte Hand in die Höhe, dann schlug er die Augen auf.

Das war ein gräßlicher Anblick! Er warf die Augen wild umher, und die Vorstellung, daß dieß das Erwachen eines Todten sey, machte, daß ich zurückschauderte.

Endlich sprach er ganz matt: wo bin ich?

Unter Freunden, lieber Mann, antwortete der Diakonus, und schlug seinen Arm mitleidig um seinen Leib. Unter guten Menschen sind Sie, Lieber! Warum sind sie so verlegen?

E. Gute Menschen? ach! gute Menschen! Wo sind die?

D. Hier! Hier! mein Freund, ein ehrli-

cher Mann hält Sie in seinem Arm, der bereit ist, sein Blut für Sie hinzugeben.

E. Ist das auch Güte, einen Elenden, der mit vieler Mühe das Ufer erreicht hat, in die Wellen des Oceans zurückzuwerfen?

D. Sie waren noch nicht am Ufer, Freund, Sie sanken in den Abgrund, und wir zogen Sie wieder herauf, und wollen nun brüderlich mit einander uns durcharbeiten, bis wir zum Ufer kommen.

E. Schöne Worte?

D. Aber doch nicht Worte ohne Gedanken, lieber, trauter, Mann. Sie scheinen Widerwärtigkeiten gehabt zn haben.

E. Mein ganzes Leben ist Widerwärtigkeit. Meine Kraft ist dahin, meine Ehre ist dahin, meine Empfänglichkeit für Freude ist dahin — ach!

D. Man hat oft Stunden, da es uns so scheint, sie gehen aber vorbey; dann lacht uns alles wieder an. Haben Sie das noch nicht selbst erfahren?

E. Oft genug. Aber in meiner Lage zu hoffen, daß mich alles wieder anlachen werde, wäre so lächerlich, als wenn ein Mensch, dem die rechte Hand abgehauen worden, hoffen wollte, daß sie ihm wieder wachsen würde. Meines Lebens Freuden sind alle dahin; nichts, nichts macht mir Vergnügen mehr. Ists denn unrecht, wenn ich aus einer Gesellschaft gehe, die mir kein Vergnügen mehr macht?

D. Wenn Sie aber der Vater dahin gestellt hat, mit dem Befehle auszuhalten, bis er sie abriefe?

E. Ich weis nichts von diesem Befehle. Und gesetzt, er gab einen solchen Befehl, so würde ich sagen: verzeihe mir Vater, daß ich so bald komme; man wollte mich in der Gesellschaft nicht mehr dulden, man hat mich ausgestoßen.

D. Und wenn ich da Vater wäre, so würich fragen: hattest du denn gar keinen Freund mehr in der Gesellschaft, an den du dich hät-

test wenden können? der sich deiner angenommen hätte?

E. (heftig) Nein! Vater!

D. Mann, was reden Sie! Ich gehöre auch zur Gesellschaft. Ich bin Ihr Freund; haben Sie sich an mich gewendet?

E. Es giebt Leiden, die man keinem Freunde sagen darf. Ich habe mich einigen entdeckt; ihr Trost war Spott, bitterer Spott!

D. Und wenn ich Ihnen das alles zugäbe: war Gott nicht ihr Freund? Konnten Sie nicht beten?

E. Wofür sehen Sie mich an?

D. Für einen Leidenden, lieber Freund, der sich sein Leiden größer vorstellt, als es ist.

E. Aber auch für einen Abergläubischen, dem Sie noch Einfalt genug zutrauen, daß er beten werde!

D. Armer Mann! Ist denn das Einfalt, wenn das leidende Kind sein Leid dem Vater klagt?

E. Wenn es aber keinen Vater hat?

D. Nun da wäre es freylich traurig. Glauben Sie nicht, daß der, der keinen Sperling vom Dache, ohne seinen Willen, fallen läßt, ihr Vater sey?

E. Das ist mir eben so, wie wenn eine Ratze, die unten im Schiffe nagt, den Admiral Vater nennen wollte. Wenn der Admiral sich um die Ratzen seiner Flotte bekümmert, so bekümmert sich auch Gott um die Menschen.

D. Allerdings bekümmert sich der Admiral um die Ratzen. Wenn er sie ganz aus der Acht ließe, so würden sie bald seine ganze Flotte ruiniren; aber auf Gottes Flotte ist keine Ratze. Da ist alles Segel, Mastbaum, Ruder —

E. Und alles dieß bewegt sich nach nothwendigen Gesetzen.

D. Die aber doch der Gesetzgeber abändern kann.

E. Sobald das Ganze leidet. Aber welcher große Mann bekümmert sich denn um das

Einzelne? Wenn ein General einen forcirten Marsch thut, was macht er denn daraus, wenn ein paar hundert Mann im Moraste stecken bleiben? Sie können schreyen! Herr, hilf mir: er wird deswegen nicht halt machen lassen.

D. Und warum nicht?

E. Weil sonst sein ganzes Unternehmen mislingen würde.

D. Aber wenn er nun, auf das: Herr, hilf mir! merken, und doch die Armee den Marsch fortsetzen lassen könnte?

E. Das ist unmöglich.

D. Für einen General. Aber gewiß nicht für Gott. Ueberhaupt ist zwischen Gott und einem General gar ein großer Unterschied. Dieser hat bey seinen Unternehmungen oft nur Ruhm zur Absicht. Deswegen opfert er bisweilen Regimenter auf. Aber Gott hat zur Absicht, die Glückseligkeit aller, die auf seine Stimme hören.

E. Wer hat Ihnen das gesagt?

D. Ein Apostel Jesu, unsers Erlösers.

Denen

Denen, spricht er, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

E. Ich sehe nicht ein, warum ich Jesu und seinem Apostel mehr glauben soll, als einem Sokrates? Ich glaube dem Sokrates nichts, als was er beweißt. Und das müssen Sie mir doch glauben, daß Sokrates ein größerer Mann war als Jesus?

D. Können Sie mir eine Provinz nennen, die Sokrates gebessert hat?

E. Und welche hat Jesus gebessert?

D. Die Welt, die Welt hat er gebessert.

E. Gott behüte uns vor der Besserung. Unter allem Unglück, das von jeher der Welt begegnet ist, ist das größte das Christenthum.

D. Armer Mann!

E. Ich weis wohl, daß Sie mir dieß nicht zugeben werden. Das läßt schon ihr schwarzer Rock nicht zu. Wenn Sie vom Christenthume nicht ihr Brod hätten, so würden Sie wohl anders sprechen.

D. Ich habe mehr davon als Brod — Trost, Trost giebt es mir, wenn ich im Abgrunde der Verzweiflung wandle. Sobald Sie mir den Glauben an Jesum Christum nehmen, so trete ich zu ihnen, und wir hängen uns gemeinschaftlich an einen Baum. Denn ich leide auch, Freund, vielleicht mehr als Sie; aber der Glaube, daß Gott mein Leiden über mich verhängt hat, daß es zu meinem Besten diene, daß es in einer bessern Welt mir werde belohnt werden. Der macht mich stark zur Treue bis in den Tod.

E. Wohl Ihnen, wenn das wahr ist. Es war auch einmal eine Zeit, wo ich in trüben Stunden sang:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.

Seitdem ich aber mehr Aufklärung bekommen habe, überlasse ich solche Trostsprüchelchen den alten Weibern.

D. So ist also Unglaube, Aufklärung?

E. Allerdings. Je schwächer der Verstand, desto stärker der Glaube.

D. Armer Mann! Möchten Sie doch nie seyn aufgeklärt worden. Aber Freund! Ich halte mich bey Ihnen zu lange auf. Es erwartet mich eine freundschaftliche Gesellschaft in Richmanns Garten.

E. Gehen Sie! Gehen Sie!

D. Ohne Sie nicht. Sie müssen itzo, ohne Widerrede, wählen. Entweder Sie gehen mit zur Gesellschaft, oder ich kehre mit Ihnen nach der Stadt um.

E. So muß ich denn freylich mit Ihnen gehen.

Fortsetzung.

Im Fortgehen mußten wir ihm bey unserer Ehre versprechen, daß wir den ganzen Vorfall geheim halten wollten. Deswegen wage ich es auch nicht Ihnen seinen Namen zu nennen. Es ist aber ein Mann, den Sie sehr wohl kennen.

Bey unserer Ankunft im Garten trafen wir eine ziemlich große Gesellschaft an, die mit gereist war, um Henrietten zu begleiten: denn diese gieng itzo nach Koldingen ab. Ausser uns dreyen und Henrietten, trafen wir hier an, Ihren Sohn, der wohl eine halbe Stunde vor uns angekommen war, die Diakonusin, die Räthin Namur, die Mademoiselle Helwingin, den Hofrath Grimmlein und den Kaufmann Kolbert; von Koldingen aus war Henriettens Vater ihr, nebst seiner ältesten Schwester, entgegen gekommen.

Der größere Theil der Gesellschaft, bey dem sich auch Henriette befand, saß an einer Fontaine und trank Kaffee.

Sobald mich Henriette erblickte, nahm sie die jüngere Helwingin bey der Hand, stund auf, und gieng von der Gesellschaft weg.

Ich wendete alle meine Beredsamkeit an, den Diakonus zu bewegen, für mich bey Henrietten zu bitten, daß sie mir, unter der Bedingung, daß ich meine Unschuld erweisen würde,

de, erlauben sollte, von ihr Abschied zu nehmen. Nach vielen Einwendungen gab er nach, suchte Henrietten auf, und sprach mit ihr ziemlich lange.

Endlich führte er sie mir zu. Niemals habe ich ein Gesicht gesehen, auf dem so viele Leidenschaften zugleich so lebhaft ausgedrückt waren, als das Gesicht der liebenswürdigen Henriette! Die tiefste Schaam, der höchste Unwille und die zärtlichste Liebe, das alles konnte man darauf lesen. Ich faste traurig ihre Hand, drückte sie an meinen Mund, und sagte, mit nassen Augen, bestes Mädchen! Wenn ich der Sünder bin, für den Sie mich halten, so sehen Sie mich heute das leztemal. Wenn ichs aber nicht bin — wenn ich Ihnen beweise, daß ich gänzlich unschuldig war — —

Nun, antwortete sie, da hätte ich Sie ja beleidigt, da müßte ich ja um Verzeihung bitten. Aber nein, fuhr sie heftig fort, und zog die Hand zurück, nein, das kann nicht seyn.

Und das muß seyn, sagte ich, schlang meinen Arm um sie, zog sie vom Diakonus weg,

und führte sie unter einen bedeckten Gang. Hier drang ich heftig in sie, mir meinen Ankläger, und die, gegen mich vorgebrachte, Klage wissen zu lassen. Sie wieß mich aber immer damit zurück, daß es unanständig wäre, mit mir von solchen verdrüßlichen Dingen zu sprechen.

Ich stund also von der ganzen Sache ab, — lenkte das Gespräch auf meine Liebe, auf die Verlegenheit, in die mich die Trennung von ihr setzte, und so fachte ich bald die alte Liebe so an, daß ich wieder küssen durfte, und — sobald ich den ersten Kuß wieder bekommen hatte, sank sie in meinen Arm, und schmelzte von Zärtlichkeit.

Dieß war für mich ein sehr seliger Zeitpunkt. Denn bey keiner Zusammenkunft war unsre Liebe so innig, unser Händedrücken so feurig gewesen, als itzo. Sie nannte mich oft ihren Karl, streichelte mein Kinn, und sagte unzählige mal, daß sie meinen Verlust nicht überleben könnte.

Wie ich mich dabey genommen, und was ich dazu gesagt habe, können Sie sich leicht vor=

vorstellen, wenn Sie sich in meine Lage denken, wenn Sie sich wieder in Gedanken, als Liebhaber, an die Seite Ihres Mädchen setzen, das Ihnen entzogen werden sollte, und das Sie nun das erstemal wieder in Ihren Arm schliessen dürfen.

Da unsere Zärtlichkeit aufs höchste gestiegen war, wurden wir auf einmal aus unserm Taumel geweckt. Wir hörten zwey Personen ziemlich stark sprechen; sie kamen näher, Henriette zitterte: wir sind verrathen, mein Carl, sagte sie, wir sind verrathen. Wir drückten uns in die Laube, in der wir sassen, und erwarteten, in der größten Bangigkeit, die Ankunft der redenden Personen.

Es war Grimmlein, der die jüngere Helwingin an seinem Arme führte, und mit ihr queer über den Weg gieng. Die Helwingin entdeckte uns sogleich und lächelte, nahm aber zugleich eine solche Stellung gegen den Hofrath, daß er uns nicht sehen konnte.

Da thun Sie auch wohl daran, sagte sie, und fochte dazu mit den Händen vor seinen

 Augen

Augen herum; da thun Sie auch wohl daran, wenn Sie schlechterdings darauf bestehen, daß Ihnen mein Bruder eine runde Antwort giebt. Ja oder nein, das gilt gleichviel: ein Mann von Ihrem Charakter kann allenthalben eine Frau finden. Aber rund, rund muß die Antwort seyn. Ists nicht wahr, lieber Herr Hofrath?

Ganz recht, rund, rund muß die Antwort seyn, sagte er.

Ja, dabey bleiben Sie, fuhr das listige Mädchen fort, rund soll er Ihnen heraussagen, ob Sie Henrietten haben sollen oder nicht. Denn das ist doch keine Sache nicht, daß man einen so braven Mann bey der Nase herumführen will.

Unter diesem Gespräche brachte sie ihn von uns weg, ohne daß wir von ihm wären bemerkt worden.

Und wir waren herzlich darüber froh. Henriette aber war noch immer ängstlich, und sagte: nun müsse ich sie nothwendig gehen lassen.

Sie würde von vier Augen beobachtet; vom Hofrath und der ältern Helwingin.

Da umarmte ich sie zum Abschiede, und war nicht vermögend, sie gehen zu lassen; und sie lag in meinen Armen, und war nicht vermögend sich loszureißen. Leben Sie wohl! vergessen Sie mich nicht! Ich bin Ihnen treu, ewig, ewig, ewig treu! o meine Beste! mein Leben! so hieß es immer, und immer sollte es das Letztemal so heissen, und immer war es doch nicht das Letztemal.

Endlich stoben wir auseinander, da wir gar vernemlich der ältern Helwingin Stimme hörten. Sie rief mir noch zu: heute sind wir nun einander ganz fremd, und gieng den Gang hinunter. Ich beantwortete es mit einem Kopfnicken, sprang den Queerweg hinauf, drehete mich alsdann um, und spatzirte mit langsamen Schritten wieder zurück.

Da stieß ich auf die ältere Helwingin, die Ihren Sohn an der Hand führte. Ihre Augen glühten; ich sprach ihr zu, sie beantwortete meinen Gruß freundlich.

Sind Sie vergnügt, Herr von Carlsberg? fragte sie.

Recht sehr vergnügt, antwortete ich.

Das ist recht, fuhr sie fort. Wir wollen auch heute recht frölich seyn. Und nun streichelte sie brünstig Ihres Sohnes Hand, der sie anlächelte, und sagte zu ihm: ja, wir wollen auch heute recht frölich seyn. Es ist doch kein größer Vergnügen auf der Welt, als wenn gute, reine, Seelen einander begegnen. Ists nicht wahr, Herr von Brav?

Dieser Anblick war mir ganz unerwartet, und ich konnte mir ihn nicht anders erklären, als daß ich annahm, die jüngere Helwingin habe diese Leute zusammen gebracht, um der teuflischen Eifersucht, die unsrer aller Vergnügen hätte verderben können, vorzubauen.

Fortsetzung.

Wir wurden nun zusammen zu einer Mahlzeit berufen, ohne daß ich im Stande gewesen war, den Amtsschreiber zu sprechen, der

mir vorsetzlich auswich. Bey dem Niedersetzen suchte jeder ein Mädchen oder Weibchen an seine Seite zu bekommen; nur der ging leer aus, den wir vom Stricke losgeschnitten hatten, und der Amtsschreiber.

Ob aber jedes auf das Plätzchen kam, wo es gern hätte sitzen mögen, können Sie aus der Ordnung, in der die Gesellschaft saß, selbst urtheilen. Erstes Paar, Henriette und Grimmlein; zweytes, die ältere Helwingin und Ihr Sohn; drittes, die jüngere Helwingin und ich; viertes, die Diakonusin und der Diakonus; fünftes, die Räthin und Kolbert; zuletzt kam der Losgeschnittne und der Amtsschreiber.

Der Anfang unserer Unterhaltung war sehr kalt: denn jedes schien verstimmt zu seyn. Es äusserte sich zwar hier und da ein Bestreben, einen Scherz hervorzubringen, aber dieser verunglückte insgemein, und wurde mit einem erzwungnen Lächeln aufgenommen. Die ältere Helwingin war die Frölichste, nur fehlte ihr die Gabe, ihre Frölichkeit auch andern mitzuthei-

len. Der Kaufmann Kolbert lenkte das Gespräch auf Gibraltar, auf seinen Bruder, der daselbst unter den Hannoveranern als Capitain steht, und auf den Untergang der schwimmenden Batterien, und es glückte ihm, daß er dadurch ein lebhaftes Gespräch veranlaßte, das wohl eine Viertelstunde dauern mochte. Dann war aber auch alles wieder stille.

Der Diakonusin allein gelang es, die Gesellschaft zu einer allgemeinen Frölichkeit zu stimmen. Sie ergrif das Weingläschen, hob es in die Höhe, sahe mit heitern Blicken alle Gesichter an, auf denen der Unmuth zu lesen war, und stimmte an:

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn,
Wer wollt, in seinen jungen Tagen,
Die Stirn in düstre Falten ziehn!
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch das Pilgerleben gehn:
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn. u. s. w.

Die

Die Anmuth der Melodie, der Inhalt, der schmelzende Blick und die silberhelle Stimme der lieben Frau, stimmte alles zur Freude, alles sang mit: selbst der Losgeschnittne! Und da das Singen einmal angegangen war, sangen wir fort, tranken dazu, und die Frölichkeit wuchs mit jeder Minute.

Die Diakonusin war immer Vorsängerin, führte unter andern auch, mit ihrem Manne, Henrietten und der Räthin, die Serenate auf: Wenn hier nur kahler Boden wär, u. s. w. Und da eben das Chor die Worte sang:

Hoch sitzt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür:
Die Fürsten sitzen auf dem Thron,
Und wir — wir sitzen hier —

trat die Prinzeßin Kunigunde, nebst der Mademoiselle Menzerin, herein, und — wir verstummten, und nahmen alle eine sehr ehrerbietige Stellung an, Henrietten, die Diakonusin und die Räthin ausgenommen. Denn diese flogen

wechselsweise in die Arme der Menzerin, und überließen sich der lebhaftesten Freude.

Da die erste Entzückung vorbey war, sahe die Prinzeßin uns alle an, und fragte: so soll ich also wieder gehen?

Wir gaben ihr, theils durch Verbeugungen, theils durch halberstickte Komplimente zu verstehen, daß wir ihre Gegenwart für ein großes Glück schätzten.

Wenn Sie also wollen, sagte sie, daß ich bleiben soll, so setze sich den Augenblick jedes auf seinen Platz nieder, und esse fort und trinke fort und singe fort! Ich nehme meinen Platz auch, und indem sie es sagte, hatte sie schon ihren Stuhl an der Hand, den ihr eben der Diakonus beytragen wollte, die Menzerin that ein gleiches, und nun saßen wir und — schwiegen ganz stille.

Und warum singen sie nicht fort? fragte sie lächelnd. Ich muß augenblicklich gehen, wenn sie nicht fortfahren, wo sie aufhörten.

Die Diakonusin wurde blutroth, und sie und alle schwiegen.

Das ist doch sonderbar, daß die Freude weichen soll, sobald ich komme. Wollen Sie mir erlauben, daß ich ein Lied anstimmen darf?

Wir bejaheten es durch eine ehrerbietige Verbeugung.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Die ganze Gesellschaft wurde gerührt. Denn die Prinzeßin sang vortreflich, und die Hälfte der Gesellschaft nahm an dem Gesange Theil. Und der Garten, in dem wir saßen, war so reizend, daß auch der Unempfindlichste den Nachdruck fühlen mußte, der in den Worten liegt:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!

Itzo kam eine Gesellschaft Prager, die sich Erlaubniß ausbat, aufspielen zu dürfen, und auch sogleich aufspielte, ohne abzuwarten, daß die Erlaubniß ertheilt würde.

Sie spielte mit vielem Geschmack die auserlesensten Stücke. Und da sie auch die Lieder unserer besten Dichter spielen konnte, so sangen wir dazu, und wurden noch frölicher, so daß sich unsere Mahlzeit, die sehr kalt und stille angefangen wurde, sich in lautem Scherze endigte, der alle Fesseln des gewöhnlichen steifen Ceremoniels zerriß.

Die Prinzeßin war am scherzhaftesten, reizte am mehresten zur Frölichkeit, und erwarb sich durch ihre Herablassung eine allgemeine Hochachtung.

Es gefiel allen so wohl, daß niemand an die Zurückreise dachte, als der Diakonus. Da dieser glaubte, daß es Zeit zur Abreise sey, so sagte er mit seiner, ihm eigenthümlichen, Entschlossenheit: es ist mir leid, daß ich das gesellschaftliche Vergnügen stören soll — aber ich muß, der

Abend

Abend rückt herbey, und wir haben keinen Mondschein. Wer also zu meiner Gesellschaft gehört, der folge mir.

Die Diakonusin blickte ihn lächelnd an, und er antwortete mit einem etwas ernsthaftern Lächeln. Da sprang sie auf und schickte sich an zum Abschiednehmen. Und wir folgten ihr nach.

Da das Abschiednehmen etwas weitläuftig wurde, so fiel es Henrietten ein, daß sie noch etwas im Wirthshause vergessen habe, und lief zurück, um es zu holen. Kaum war sie fort, so fiel mir auch ein, daß ich etwas vergessen hätte, und lief auch zurück um es zu holen.

Wir trafen auf einander in einer Stube und hatten beyde einerley vergessen — den Abschied. Ohne vielen Wortwechsel umarmte ich sie, und stammelte — verstoßen sie einen Unschuldigen nicht. Und ihre Antwort war: mein Carl! mein guter Carl, und Thränen.

Nun sprangen wir auseinander, und, jedes durch einen andern Weg, zur Gesellschaft.

Diese trennte sich nun, die Prinzeßin, nebst der Menzerin, flog nach Ritterstadt, der Amtsschreiber, mit den beyden Helwingin und Henrietten, nach Koldingen, und wir übrigen nach Grünau zurück.

Da durch den Abgang Henriettens und der Helwingin ein paar Plätze im Wagen ledig geworden waren, so mußten ich und ihr Sohn Besitz davon nehmen. Der Diakonus aber und der Abgeschnittne giengen zu Fuß.

Es herrschte große Stille in unserm Wagen. Denn jedes dachte an etwas, davon es sich nicht zu sprechen wagte. Und wir waren alle froh, da der verdrüßliche Weg zu Ende war, und wir in Grünau ankamen.

Fortsetzung.

Die Diakonusin nöthigte uns, in ihrem Hause die Ankunft ihres Mannes zu erwarten. Die Räthin und ich nahmen die Einladung an. Kolbert aber, Ihr Sohn und Grimmlein, giengen nach Hause.

Der Diakonus kam erst spät und sehr zerstreut zurück, woraus ich schloß, daß er mit dem Abgeschnittnen noch eine wichtige Unterredung müsse gehabt haben.

Die Diakonusin hatte ein kleines Abendessen bereitet, nöthigte uns, daran Theil zu nehmen, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, weil ich wußte, daß es wahrscheinlich das leztemal sey, daß ich in diesem, mir so werthem, Hause äße.

Wir sprachen sehr wenig, weil der Tiefsinn, in dem unser Wirth sich befand, uns allen Stillschweigen auflegte.

Nach

Nach 10 Uhr nahm die Räthin Abschied, ich that ein gleiches, nachdem ich zuvor dem Diakonus beschworen hatte, mir zu schreiben; was er für Gründe habe, an meiner Rechtschaffenheit zu zweifeln.

Ich wurde der Begleiter der Räthin, war aber kaum funfzig Schritte weit gegangen, so wurde ich durch eine schwache, wehmüthige, Stimme aufgehalten, die mir zurief: erbarmen Sie sich, gnädiger Herr!

Bey dem schwachen Schimmer der Laternen, die an den Häusern aufgesteckt waren, konnte ich sehen, daß die Stimme von einer Weibsperson kam, die ihr Gesicht weggewendet hatte, um nicht erkannt zu werden.

Wer ist sie? fragte ich, was will sie?

Fr. Ich bin eines armen Zeugmachers Frau, habe einen Mann und sechs Kinder, und nichts zu Hause, als die liebe Sonne.

I. Kann ihr Mann nicht arbeiten?

Fr. Er kann arbeiten und will arbeiten, aber kein Mensch verlangt seine Arbeit. Die letzte Messe ist nicht gut ausgefallen, da wollen die Kaufleute nichts mehr arbeiten lassen.

J. Hat er denn sonst nichts gelernt?

Fr. Nichts als sein Handwerk. Da sitzt er nun und grämt sich fast zu tode. Den Abend, da wir ein Stückchen trocken Brod gegessen hatten, legte er den Kopf in die Hand, und war gar zu betrübt. Was fehlt dir denn, sagte ich, du lieber Mann? Gar nichts, sagte er, aber es betrinken sich den Abend so viele Leute, und ich bin so ein ehrlicher Mann — und habe nicht einmal ein Maas Bier. Das jammerte mich so, daß ich Herz schöpfte, und gute Leute ansprach. Vielleicht bringe ich so viel zusammen, daß ich meinem Manne ein Maas Bier kaufen, und ihm morgen ein Stückchen Fleisch kochen kann. Er fällt mir ja, weis der liebe Gott, zusammen, wie ein Taschenmesser.

Armes Weib, sagte ich, und gab ihr, ich weis selbst nicht wie viel, und die Räthin gab ihr auch.

Das Weib war über die reichliche Gabe außer sich, und wünschte, daß Gott uns erquicken möchte; wenn wir krank würden.

Es war ein schöner Wunsch, sagte ich zur Räthin, er wird erfüllt werden. Wir gaben im Verborgnen, und es lebt ein Gott, der ins Verborgne sieht.

Sieht auch uns, lieber Carlsberg, sagte sie ganz betreten, ließ meine Hand fahren die sie zeither ziemlich feste gehalten, und verschiedenemal gedrückt hatte, und seufzte tief.

Er sieht auch uns, sagte ich —

Ja, war die Antwort —

Pauz, da stürzten wir mit einander nieder über ein Ding, das wir anfänglich für einen

Mehl=

Mehlsack hielten, das sich aber bald erhob und brüllte und mit schwerer Zunge stammlete. Teufelszeug, verfluchtes! Wart, laß mich über dich kommen, ich will dich salben, du sollst an mich denken!

Wir machten uns auf, so geschwinde wir konnten, flohen — da ich aber glaubte, daß wir weit genug wären, um vor ihm sicher zu seyn, bat ich die Räthin doch stille zu stehen, und mit mir abzuwarten, was aus diesem Menschen werden würde. Wir hörten ihn in einer ziemlichen Entfernung murren, schlichen uns deswegen näher zu ihn, und sahen, daß er sich alle Mühe gab, aufzustehen, und immer wieder niederfiel. Die Räthin bat mich, fortzugehen, ich sagte das dürfe ich nicht, weil der Mensch leicht Unglück haben, und durch einen Wagen todtgefahren werden könnte. Darüber entstund ein kleiner Wortwechsel, der aber bald durch die Ankunft des Wächters beygelegt wurde, dem ich einen halben Gulden bot, wenn er die Mühe übernehmen,

und diesen Trunkenbold nach Hause bringen wollte.

Er nahm diesen Antrag mit Vergnügen an, gieng mit seiner Laterne zu ihn, und, da er ihn beleuchtet hatte, sagte er; je hab ich alle mein Tage so was nicht gesehen! Das ist ja alle mein Tage der Herr Regierungspräsident Muley. Guten Abend, Herr Präsident! Was machen Sie denn da? Kommen Sie! kommen Sie! legen Sie sich zu Bette, da liegt sichs besser, als hier auf den Steinen.

Bey dem Namen Muley fuhr die Räthin zusammen, und zog mich mit zu den Betrunknen hin. Herr Vetter! sagte sie, ich bitte Sie ums Himmels Willen, was machen Sie einmal für Streiche? Haben Sie denn gar keine Achtung für Ihre Frau? Schämen Sie sich denn gar nicht vor ihren Kindern? Schämen Sie sich denn gar nicht vor sich selbst?

Bey diesen Worten gab er dem Wächter die Hand, ließ sich emporrichten, wankte und stammlete: je, guten Abend Frau Mühmchen! Guten Abend! Närrchen du! Belohnt sich wohl der Mühe zu reden! Sie denken gewiß, ich wäre trunken — ja weit gefehlt, das thut Muley nicht — aber wenn man einmal trinkt, so müssen doch die Leute auch wissen, daß man getrunken hat. Sind doch nicht böse? ach! laß mich gehen, Schurke!

Da riß er sich loß von dem Wächter, taumelte auf die Räthin los, wollte sie umarmen, wir traten zurück — da stürzte er nieder, schlug mit dem Kopfe vor einen Stein, so stark, daß ich geglaubt hätte, er wäre todt, wenn ich nicht durch sein Brüllen und Schimpfen vom Gegentheile wäre überzeugt worden.

Ich gab dem Wächter den halben Gulden, empfahl den Trunknen seiner Fürsorge, und entwich mit der Räthin.

 Diese

Diese erzählte mir noch vieles von den Ausschweifungen dieses Mannes, wie unglücklich er seine Familie mache, und wie nachlässig er seine Geschäfte treibe.

Wenn doch, sagte ich, der arme Zeugmacher einige Gläser von dem Weine hätte, den dieser Elende zuviel getrunken hat, so wäre beyden geholfen.

Ja wohl! Ja wohl! sagte sie, da wäre beyden geholfen. Aber so geht es in der Welt. Ein Theil der Menschen wird durch die Unmäßigkeit, der andere durch Hunger und Durst zu Grunde gerichtet.

Bey diesen Worten waren wir vor ihrem Hause, da nahm sie von mir Abschied und ich von ihr.

Auf dem Rückwege begegnete mir ein langer Leichenzug, mit Laternen. Der Anblick rührte mich, ich blieb stehen, und ließ den ganzen Zug vor mir vorbey gehen, unter dem sich auch eine Menge Leute befanden,

den, die eigentlich nicht mit zur Begleitung gehörten.

Da ich hier in tiefen Gedanken stand, faste jemand freundschaftlich meine Hand, drückte sie und sagte: ey guten Abend! guten Abend! Herr von Carlsberg! sind Sie auch noch so späte hier?

Es war mein Freund, der gute Tuchmacher, von dem ich Ihnen schon verschiedenemal geschrieben habe.

Und wie kommt es, fragte ich ihn, daß Sie so späte hier sind?

T. Ich bin immer gern dabey, wenn begraben wird. Man kriegt da so manchen guten Gedanken, die Weltliebe wird da ein Bischen gezähmt, wenn man seinen Mitbürger einsenken sieht, und sieht die Schädel und Knochen, der reichen und armen Leute, unter einander ins Grab werfen. Ich verstehe bey solchen Gelegenheiten immer am besten die Worte des Predigers: es ist alles eitel!

J. Und wer ist die Person, die man begräbt?

T. Der Doctor Radbot.

J. War er alt?

T. Ach, ein Mann in seinen besten Jahren! wenn er auch im dreißigsten ist, und hinterläßt eine junge Frau mit drey unerzogenen Kindern. Lieber Gott! Er hatte die Schwindsucht.

J. Woher mag er die wohl bekommen haben?

T. Von Verstorbnen soll man nichts als Gutes reden. Aber was wahr ist, das ist doch wahr, ich habe ihn in seinen jungen Jahren gekannt — da hat er nun nicht zum Besten gelebt. Er war mit in einigen Gelägchen, wo immer bis in die späte Nacht getrunken wurde. Es kam keiner davon jemals nüchtern nach Hause. Lieber Herr von Carlsberg! ich glaube es, und bleibe dabey, die mehresten Menschen bringen sich selbst ums Leben —

Ich gab ihm Recht, und er führte noch verschiedne Exempel an, um seinen Satz zu beweisen. Darauf umarmte ich ihn, nahm von ihm Abschied, und verfügte mich nach Hause.

Noch verschiednes habe ich Ihnen zu schreiben, aber die Post, die durch Holdersleben fährt, ist eben im Begriff abzugehen, drum muß ich schliessen, mit der Versicherung, daß ich ewig sey

Ihr

treuer

Carl.

Ein und dreyßigster Brief.

Ferdinand von Brav an seinen Vater.

Grünau, den 16ten Oktober.

Lieber Vater!

Wenn Sie sich noch wohl befinden, so ist es mir lieb; ich bin, Gott sey Dank, noch gesund und wohl. Die Medicin schlägt recht gut an, und ich habe die Sünde niemals wieder gethan.

Mein Vetter Carl ist abgereist, weil er relegirt war. Er wird es Ihnen ja wohl geschrie-

schrieben haben. Er war zulezt immer traurig und verdrüßlich. Und wenn ich ihn fragte, was ihm fehle, so gab er zur Antwort: lieber Vetter, es ist gar zu viel Elend in der Welt, gar zu viel. Mehr hat er mir nicht gesagt.

Ein guter Freund hat mir gesagt, mein Vetter Carl wäre hypochondrisch und stelle sich die Welt schlimmer vor, als sie wäre. Und ich glaube es selbst. Denn es ist doch wirklich recht hübsch auf der Welt.

Da waren wir vorige Woche in Richmanns Garten. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie es da so schöne war. Der Wirth hatte delikaten Hasenbraten, und Schinken und einen recht grossen Hecht. Er hatte auch rechten guten Rheinwein. Das schmeckte gar zu gut!

Es war da eine grosse Gesellschaft, die war recht lustig. Eine Mademoiselle Helwingin war

be-

besonders freundlich mit mir, und hat rechten Spas gemacht. Und ihre Schwester war auch sehr lustig, und der Herr Diakonus Rollow mit seiner Frau, und meines Vetters Henriette, und der Herr Hofrath Grimmlein, und der Herr Amtsschreiber Helwing, und der Herr Kaufmann Kolbert, und die Räthin Namur, und die Prinzeßin Kunigunde, und die Mademoiselle Menzerin, und ein Herr, den ich Ihnen nicht nennen soll, die waren alle da, und waren alle recht vergnügt. Wir haben vielen Spas gemacht. Wir haben auch gesungen; und die Prager haben dazu gespielt, auf Violinen und auf dem Hackebrette. Das gieng recht schöne.

Da möchte ich nun nur wissen, wo das Elend seyn soll, über das mein Vetter immer klagt. Es waren da so viele Leute, und war keins elend.

Es ist gewiß recht schöne auf der Welt, gar zu schöne! Ich bin

Ihr

gehorsamer Sohn
Ferdinand.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend

Bd.: 2

Carlsruhe (1784)

P.o.germ. 1208-165
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117869-9
VD18 90435265